

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 14.

1883

Erscheint alle 14 Tage in Hefen à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Vom Baume der Erkenntnis.

Von J. B a d e r.

(6. Fortsetzung.)

VII.

Seit dem Tode des Kommerzienrats waren mehrere Monate vergangen. Der plötzliche Tod des angesehenen Mannes, der sich in weiten Kreisen einer großen Beliebtheit erfreut hatte, hatte nicht verfehlt, die allgemeine Aufmerksamkeit in hohem Grade zu erregen. Und obschon es den Bemühungen seines Schwiegersohnes gelungen war, die verwickelten Vermögensverhältnisse des Verstorbenen so zu ordnen, daß nur die Beteiligten von den ungeheuren Verlusten erfuhren, welche dieser in den letzten Wochen zu tragen gehabt hatte; obwohl Georg es sich angelegen sein ließ, die Welt glauben zu machen, daß der Tod seines Schwiegervaters durch einen Schlagfluß herbeigeführt worden war, hatte sich doch allenthalben das Gerücht verbreitet, daß der Kommerzienrat keines natürlichen Todes gestorben sei.

Dabei waren, wie sich bei näherer Prüfung herausstellte, die Vermögensverhältnisse des Verstorbenen gar nicht so verzweifelter Natur, daß dem unglücklichen Manne kein anderer Ausweg aus dem Zusammensturz seines Glücks geblieben wäre. Die Katastrophe, welche so plötzlich über den Mann hereingebrochen war, dem das Glück so lange ununterbrochen gelächelt hatte, hatte seinen sonst so hellen Blick getrübt und ihn mit einer blinden Verzweiflung erfüllt, die seinen Verstand unnachtet hatte. Er hatte so lange an seinen guten Stern geglaubt, daß ihm mit dem Zusammensturz dieses Glaubens der Boden unter den Füßen entzogen wurde und er sich in hilflosem Jammer seiner Verzweiflung überließ.

Nun, wo es dem Scharfblick seines Schwiegersohnes überlassen war, einen Ausweg zu finden aus der prekären Lage, welche der Verstorbene geschaffen hatte, entdeckte Georg zu seiner nicht geringen Ueberraschung, daß der Erlös aus den großartigen Besizungen seines Schwiegervaters und den Kostbarkeiten, für welche der Kommerzienrat zeitlebens eine verhängnisvolle Leidenschaft gehabt hatte, hingereicht hätte, um seine Gläubiger zu befriedigen.

Nur wäre es voraussichtlich dem verwöhnten Glückskinde schwer geworden, sich von seinen Liebhabereien und den zahl-

reichen prächtigen Bauten und Anlagen, die so lange sein Stolz gewesen waren, zu trennen. Es hatte mehrerer Tage bedurft, ehe Georg diesen Ueberblick über die Verhältnisse seines Schwiegervaters gewann. Als er dann die tröstliche Entdeckung gemacht hatte, hütete er sich indes wohlweislich, dieselbe den Kindern des Verstorbenen mitzuteilen. War doch inzwischen etwas vorgefallen, was ihn selbst höchlichst überrascht und die Lage der Dinge völlig verwandelt hatte.

Am Morgen nach jener unheilvollen Nacht, in welcher der Kommerzienrat Hand an sich gelegt, hatte Hedwig ihren Schwager zu sprechen verlangt. So lange hatte sie in stumpfsinniger Verzweiflung vor sich hingebriütet und die Augen nicht abwenden wollen von dem Antlitz des toten Vaters, dessen anklagenden Blick sie durch die geschlossenen Lider hindurch unvorwandt auf sich gerichtet glaubte. Dann war sie ihrem Schwager gegenübergetreten, mit einer Ruhe, die selbst den kühlen Geschäftsmann, den so leicht nichts aus der Fassung brachte, unheimlich berührte, und hatte ihm gesagt, daß sie bereit sei, die Frau seines Betters zu werden, wenn dieser sein Wort einlöse, allen Verbindlichkeiten des Verstorbenen gerecht zu werden. Und bei diesem Entschlusse war sie geblieben trotz der Bitten und Beschwörungen ihrer Schwester, die sich ihrem Willen mit leidenschaftlichem Ungestüm widersetzte.

Georg hatte diesen Entschlusse mit Freuden begrüßt, obschon er sich diese plötzliche Sinnesänderung nicht zu erklären vermochte. Was Hedwig in Wahrheit zu diesem Schritte bewegte, konnte er nicht verstehen. Wie hätte er die heiße Reue, die bitteren Selbstanklagen ergründen sollen, die das ernsthaftes Mädchen zu diesem verzweifelten Schritte rücksichtsloser Selbstentäußerung trieben! In der Gleichgiltigkeit, die das unglückliche Mädchen gegen alles empfand, was ihr eigenes Wohl und Wehe betraf; in dem herzerreißenden Schuldbewußtsein, das ihr die Brust beklemmte, glaubte sie sich nur genug zu tun, indem sie das Schwerste auf sich nahm. Was lag daran, ob sie selbst dabei zu Grunde ging. Hatte sie es doch mit ihrem Herzblut erfahren, wie bitter sich das Schicksal an einem armen Menschen rächt, der in seinem leidenschaftlichen Sehnen nach Glück auch einmal an sich selbst zu denken wagt.

Nun war sie seit Monaten die Braut Hugo Fichtners, ohne daß Fernerstehende darum wußten. Man war übereingekommen, die Verlobung geheim zu halten bis nach Ablauf des Trauerjahres. Hedwig hatte sich an diesen Auseinandersetzungen mit keinem Worte beteiligt. Sie hatte es den anderen überlassen, über sie zu bestimmen, nun das entscheidende Wort gefallen war. Von dem Umstande, daß der Nachlaß ihres Vaters zur Tilgung seiner Schulden hingereicht hatte, wußte sie ebensowenig als Dora.

Die beiden glaubten nicht anders, als daß Fichtner mit seinem Vermögen für ihren Vater eingetreten war.

Hedwig hatte das Haus verlassen, in welchem sie die schönsten und schwersten Stunden ihres Lebens verbracht hatte, und war zu ihrer Schwester gezogen, die sie bereitwilligst bei sich aufgenommen. Am liebsten hätte Hedwig selbst für ihren Unterhalt gesorgt. Es war ihr eine bittere Empfindung, von der Gnade ihres Schwagers abzuhängen. Aber als die Braut seines Veters durfte sie nicht daran denken, sich gegen dessen Gnade aufzulehnen. So nahm sie denn auch diese demütigende Abhängigkeit hin als einen Teil der Buße, die sie sich selbst auferlegt hatte.

Ihr Bräutigam kam täglich in das Haus ihres Schwagers. Und wenn auch die Heimlichkeit ihres Verhältnisses dem jungen Manne einen gewissen Zwang auferlegte und er das Recht, das er durch sein Verlöbniß auf sie zu haben glaubte, einseitigen weniger herausfordernd betonte, als sonst in seiner Natur lag, so hatte sie in seiner Gegenwart doch immer die Befürchtung, als werde der nächste Augenblick die Annäherung bringen, an welche sie nur mit heimlichem Grauen dachte. Einstweilen beschränkte er sich indes darauf, ihr täglich die ausserlesensten Blumen zu bringen, da sie andere Geschenke mit mühsam verhehltem Trotz zurückgewiesen hatte. Dann hatte sie sich selbst Vorwürfe gemacht über die Aufwallung schmerzlichen Ingrimm, mit welchem sie den Erstaunten zurückgewiesen. Hatte er doch ein Recht darauf, mit ihr zu schalten wie mit seinem Eigentum! —

Der junge Referendar war durch seine Berufsgeschäfte, durch eine Reise, die er in höherem Auftrage am Tage nach jener verhängnisvollen Nacht hatte antreten müssen, einige Wochen von der Hauptstadt ferngehalten worden. Bei seiner Rückkehr erst erfuhr er das Traurige, das sich inzwischen ereignet hatte. Als er dann, tief erschüttert, das Helledorfsche Haus aufsuchte, trat ihm Hedwig an der Seite ihrer Schwester so schweigsam und zurückhaltend entgegen, daß er ihren stummen Schmerz ehren zu müssen glaubte. So hatte er mit keiner Silbe das Vorgefallene erwähnt und hatte mit ihr nicht anders verkehrt, als wäre er nur einer der zahlreichen Besucher ihres väterlichen Hauses gewesen und nicht ein Freund, dem sie ihr ganzes Herz erschlossen hatte und der ihr näher stand als irgend ein Mensch in der ganzen Welt.

Dann hatte er wohl zu wiederholtenmalen den Versuch gemacht, in einem Augenblicke des Alleinseins den warmen, freundschaftlichen Ton wieder anzuschlagen, der früher zwischen ihnen geherrscht hatte. Aber sie vermied es sichtlich, mit ihm allein zu bleiben und war, wenn der Zufall sie wider ihren Willen mit ihm zusammenführte, so kühl und schweigsam, daß er sich ihr verändertes Benehmen ihm gegenüber, der sich doch keiner Schuld bewußt war und ihr nach wie vor herzlich zugetan war, nicht zu erklären vermochte. Um ihr Verlöbniß wußte er nicht. Und da er in den letzten Monaten weniger häufig mit ihr zusammentraf und nicht mehr wie sonst ein täglicher Gast des Hauses war — teils weil er vor dem Assessorexamen stand und sehr beschäftigt war, teils, weil ihn ihre Kälte und Gleichgültigkeit beleidigte und reizte — war ihm die häufige Anwesenheit des jungen Fichtners in dem Hause seines Veters nicht sonderlich aufgefallen.

Heut nun saßen die beiden Schwestern in dem prächtig ausgestatteten Wohnzimmer, dessen granatfarbene Seidenvorhänge in dem blendend weißen Gaslicht ein rosiges Inkarnat auf ihre bleichen Gesichter zauberten. Ihnen gegenüber saß

Richard, ein Buch in der Hand, aus welchem er den Schwestern vorlas. Er hatte sich in den Monaten ihres täglichen Beisammenseins so daran gewöhnt, alle hervorragenden Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst und Literatur in Gemeinschaft mit Hedwig zu genießen, daß es ihn noch immer unwiderstehlich drängte, alles Schöne und Bedeutende mit ihr zu teilen, wie fremd und kühl das Verhältnis der beiden sich auch sonst in der letzten Zeit gestaltet hatte. So hatte er auch heut ein Werk mitgebracht, daß bei seinem Erscheinen vor wenigen Tagen nicht verfehlt hatte, einen mächtigen Eindruck auf sein für alles Schöne empfängliches Gemüt hervorzubringen — wie wenig er sich auch innerlich dem stolzen Geist verwandt fühlte, der aus jeder Zeile dieser Gedichte sprach. Es waren die Gedichte Leopardis, an deren Uebersetzung der feinsühdendste unserer zeitgenössischen Dichter aufs neue sein wunderbares Formgefühl und seine seltene Fähigkeit des Hineinlebens in fremden Geist in klassischer Weise bekundet hat. Und während der junge Mann mit voller, wohlklingender Stimme die schönen Verse vorlas, in denen der Dichter des Welt Schmerzes seinen Leiden die Zunge gelöst hat: sah er immer wieder verstohlen auf Hedwig, um zu erkennen, welchen Eindruck diese Worte auf sie machten, der diese leidenschaftlichen tief schmerzlichen Dichtungen mehr bedeuteten als die erschütternden Zeugnisse eines fremden Geisteslebens.

So war es auch. Sie hatte anfangs teilnahmslos dagelesen; die Hände müßig im Schoße verschlungen, den Blick der großen, dunkeln Augen nach innen gerichtet. Kaum daß sie auf die Worte des Vorlesers geachtet hatte. Dann hatte der berauschte Wohlklang der Sprache ihr Ohr gefangen genommen, daß sie aus ihrer Stumpfheit erwachte und aufhorchte.

Als sie dann in den schönen, schwermütigen Versen den verwandten Geist erkannt hatte, dessen Worte sich wie mit Flammenschrift in ihr Inneres gruben und sie ihr Selbst vergessen ließen, in reger Anteilnahme an seinen Schmerzen, die sie doch wieder berührten, als wären es ihre eigenen — als wäre es ihr eigenes Seelenleben, das sich mit leidenschaftlicher Inbrunst in diesen Worten aussprach: hing ihr Blick wie bezaubert an dem Munde ihres jungen Fremdes.

Er tat, als merke er die Aufregung nicht, die sie bewegte, und fuhr fort zu lesen, ruhig ohne Unterbrechung. So hatte er, der Reihenfolge nach, einige der Kanzenen gelesen, mit gedämpfter Stimme, wie es die ernste, weisvolle Stimmung, die über diesen Dichtungen brütet, unwillkürlich mit sich bringt. Nun war er an die schwermütigen Verse von dem Leben des Einsamen gelangt, dem von den Menschen übel mitgespielt worden und der sich nun an die Natur wendet und sie um Mitleid ansieht — die Natur, deren tiefe Ruhe allmählich auch sein Herz in Ruhe wiegt und ihn der Welt und seiner selbst vergessen macht. Und in dem regungslosen Schweigen der Natur ergreift den Müden die Erinnerung der Vergangenheit; jener Zeit, da die Liebe sein Herz zuerst durchbebt und sich seinem jungen Blick der Schauplatz dieser armen, unseligen Welt mit dem Lächeln des Paradieses zuerst eröffnete, wo ein jungfräuliches Hoffen und süße Sehnsucht das Herz des Jünglings im Busen klopfen macht und der arme Mensch sich zu der Arbeit dieses Lebens ansieht wie zu Tanz und Spiel.

— — — Doch kaum, o Liebe, war
Ich deiner inne worden, als das Schicksal
Mein Leben schon zerbrach und diesen Augen
Nichts mehr geziem, als für und für zu weinen. —

Hedwig war mit einem unterdrückten Laut aufgefahren und hatte das Zimmer verlassen, ehe einer der Anwesenden sie zurückhalten konnte. Richard sah bestürzt auf. Er wollte ihr nach-eilen.

Aber Dora, die ihrer Schwester mit einem schmerzlichen Lächeln nachgesehen hatte, hielt ihn zurück.

„Bleiben Sie,“ sagte sie ernst. „Lassen Sie sie allein. Was können Sie dafür, daß jeder menschliche Schmerz laut die Nernste an ihr eigenes Schicksal zu mahnen scheint!“ —

Dann, als er heftig den Kopf schüttelte und ihr eindringlich zu machen suchte, wie gefährlich es für ein Mädchen von Hedwigs Gemüthsart sei, wenn man ihr gestatte, sich rückhaltlos ihrem Schmerz hinzugeben und sie in ihrer geistigen Vereinsamung dahinleben lasse, ohne den Versuch zu machen, ihr Vertrauen zu gewinnen, sagte Dora mit herbem Spott:

„Ich habe keinen sonderlichen Respekt vor Ihrer Menschenkenntnis, Richard. Glauben Sie wirklich, daß man seine Schmerzen weniger fühlt, wenn man zu andern davon spricht?“

„Gewiß,“ entgegnete er lebhaft. „Die Teilnahme befreundeter Menschen läßt uns unser Unglück in einem milderen Lichte erscheinen.“

Dora lächelte ungläubig.

„Haben Sie noch nicht die Erfahrung gemacht,“ sagte sie dann bitter, „daß es Menschen gibt, denen die Natur den Stempel des Leidens so unverkennbar aufgedrückt hat, daß es eine Torheit wäre, gegen diese Bestimmung anzukämpfen? La bosse du martyr hat es einer genannt. Meine Schwester ist solch unseliges Geschöpf.“

„Aber Dora,“ unterbrach sie der junge Mann in aufrichtigem Entsetzen. „Wie können Sie so trostlose Worte sagen? Das Traurige, das Sie in letzter Zeit erfahren haben und das auf Hedwigs reizbares Gemüt einen so tiefverwundenden Eindruck gemacht zu haben scheint, gibt Ihnen doch immer noch kein Recht zu dieser Blasphemie.“

Dora lehnte sich in ihren Sessel zurück.

„Sie sind ein glücklicher Mensch, Richard,“ sagte sie. „Ich könnte Sie fast um Ihren Optimismus beneiden, wenn ich nicht unsehbar wüßte, daß er früher oder später doch Schiffbruch leiden würde.“

Richard sah immer verwunderter drein.

„Also auch Sie teilen die pessimistischen Anschauungen Ihrer Schwester? Das wußte ich nicht. Und, offen gestanden, verstehe ich es auch nicht. Sie, die gefeierte, von Glanz und Reichtum umgebene Frau, deren Schönheit und Geist von allen Seiten gehuldigt wird, von Ihrem Manne angebetet —“

Sie lachte hell auf.

„Seien Sie ohne Furcht, Richard,“ unterbrach sie ihn spottend. „Es ist auch nur eine vorübergehende Laune — eine unschuldige Marotte, die mich in Stunden der Langeweile, deren ich täglich vierundzwanzig habe, besällt. Aber um auf Hedwig zurückzukommen — Sie sind im Irrtum, wenn Sie glauben, daß es einzig Papas Tod ist, der sie so umgewandelt hat. Ihnen, der Sie so lebhaften Anteil an dem armen Mädchen nehmen, kann ich es ja sagen. Schier es mir doch selbst eine zeitlang, als wären Sie meiner Schwester mehr als ein Freund.“

Und nun erzählte sie ihm die Ereignisse jener unglücklichen Nacht, wie sie sie von ihrem Manne erfahren hatte, und den Entschluß Hedwigs, die Ehre ihres toten Vaters um den Preis ihres eigenen Glückes zu retten. Die Gefühle, welche Hedwig bei diesem Entschluß geleitet hatten, erriet sie instinktiv. Diese selbst hatte weder mit ihr, noch mit einem anderen Menschen je davon gesprochen.

Richard hatte die traurigen Enthüllungen mit sprachlosem Erstaunen aufgenommen.

„Es ist nicht möglich,“ fuhr er nun auf, als Dora schwieg.

„Das darf nicht geschehen. Sie müssen suchen es rückgängig zu machen. Denken Sie, das weiche, zartfühlende Mädchen, das in seiner Reinheit und Unerfahrenheit den Abgrund menschlicher Verworfenheit nicht kennt, nicht ahnt, und dieser Mensch, der das Leben genossen hat bis zum Uebel und den der Reiz des Ungewöhnlichen, des Fremdartigen nun zu einem Weibe zieht, dessen rührende Unschuld seinen lästernen Blick reizt! Dieser Mensch, dem nichts heilig ist — dem es Vergnügen bereitet, die Empfindungen anderer mit Füßen zu treten und mit seinen frivolen Scherzen den jugendlichen Sinn zu vergiften und zu verderben. Es darf nicht sein. Wie können Sie die Hände in den Schoß legen und es ungerührt mit ansehen, daß das

ahnungslose Mädchen zu Grunde geht in der Unfittlichkeit eines solchen Verhältnisses? — Bei meinem Leben, nie zuvor habe ich meine Armut so bitter empfunden als in diesem Augenblick. Aber Sie, Dora, die Sie über Reichthümer verfügen —“

Sie hatte sich erhoben und stand ihm hoch aufgerichtet gegenüber. Nun glitt eine flüchtige Röthe über ihr schönes Gesicht.

„Sie vergessen, daß ich eine Frau bin, Richard,“ unterbrach sie ihn mit einer Schärfe, die ihrem hellen, klangvollen Organ sonst fremd war. „Eine verheiratete Frau, der das Gesetz zwar Pflichten, aber keine Rechte zuerkennt. Auch rufen Sie mir einen größeren Einfluß auf meinen Mann zu, als ich in Wirklichkeit besitze.“

Er hatte sich gleichfalls erhoben und stand ihr gegenüber, die Spuren lebhafter Aufregung in seinem hübschen, jugendlichen Gesicht.

„Verzeihen Sie meine Kühnheit, Dora,“ sagte er und drückte ihre Hand, die sie ihm willig überließ. „Aber ich kann es noch immer nicht glauben, daß wir nichts tun können, das arme Mädchen seinem Schicksal zu entreißen. Sie haben Recht gesehen — ich habe Ihre Schwester so lieb, daß ich mit Freuden mein Leben lassen würde, wenn ich sie dadurch vor dem unseligen Geschick bewahren könnte, das ihrer wartet. Versprechen Sie mir wenigstens das eine, daß Sie sich Mühe geben wollen, Hedwigs Vertrauen zu gewinnen, sie zum Reden zu bringen. Ich selbst bin — Sie wissen es ja so gut als ich — leider niemals in der Lage, mit ihr allein zu sein. Hat es doch fast den Anschein, als fürchte sie sich, mit mir allein zu bleiben.“

Er hielt noch immer Doras Hand in der seinen und sah sie bittend an.

Im selben Augenblick wurde die Thür geöffnet und Helldorf trat in das Zimmer, gefolgt von seinem Better. Mit einem raschen Blick überflog er die Gruppe am Fenster, die ihn sehr zu interessieren schien. Dann begrüßte er Richard, welcher Mühe hatte, die Aufregung zu verbergen, die in seinen lebhaften Augen funkelte und seinen Bewegungen etwas Anstößiges gab.

Die Herren machten es sich an einem der kleinen Tische bequem, die in dem Zimmer verstreut waren. Dann glitt ihr Gespräch über die brennenden Tagesfragen hinweg, auf das Gebiet jener noblen Passionen, auf welchem Helldorf anerkanntermaßen seine Triumphe feierte.

Fichtner, der bei seinem Kommen Dora mit vollendeter Eleganz die Hand geküßt und dann mit dem unerschütterlichen Phlegma, das seine Sprache und jede seiner Bewegungen kennzeichnete, nach Hedwig gefragt hatte, beteiligte sich nur schwach an der Unterhaltung. Mit seinen verschleierte Augen, die unter den schweren Augenlidern in schmalen Streifen hervorschimierten, sah er gelangweilt drein und warf nur hin und wieder ein Wort dazwischen. Dem jungen Referendar, der den Verhafteten mit einer Aufmerksamkeit musterte, wie er sie dem blasirten Lebemann nie zuvor geschenkt hatte, erschien dies bleiche, bartlose Gesicht, in welchem kaum ein Blutstropfen zu sehen war, mit dem spärlichen Haupthaar und dem müden Zug um die farblosen Lippen als die Verkörperung lebensüberdrüssiger Blasfirtheit.

Dora hatte das Zimmer verlassen, um ihre Anordnungen für den Abend zu treffen. Dann, als man zu Tische ging, kam sie mit Hedwig zurück.

Richard stieg das Blut ungestüm in die Schläfen, als er gewahr wurde, mit welcher ruhiger Sicherheit Fichtner seinen Platz neben dem jungen Mädchen einnahm, als verstünde sich dies von selbst. Er selbst setzte sich ihr gegenüber, um ihr liebes, ernsthaftes Gesicht, das in seiner rührenden Blässe, in dem erloschenen Blick der schönen, stillen Augen die sichtbaren Zeichen eines tiefen Seelenleidens trug, besser beobachten zu können. Aller Groll, den er so lange gegen sie empfunden hatte — der Zorn über ihre Kälte, ihre unverkennbare Abneigung, den früheren freundschaftlichen Verkehr

wieder anzubahnen, in welchem sie beide sich so wohl gefühlt, war untergegangen in dem Gefühl der Trauer, des Mitgeföhls mit ihrem tragischen Geschick.

Sie wagte nicht, den Blick zu ihm zu erheben und saß stumm und in sich gefehrt da. Ob Dora ihr gesagt hatte, daß er um das traurige Geheimnis ihres jungen Lebens wußte? Die Speisen berührte sie kaum.

Auch war die Stimmung bei Tisch anfangs eine sehr gedrückte. Dora, die mit ihrer entzückenden Beweglichkeit sonst stets den Mittelpunkt des geselligen Lebens bildete, war heute fast so einsilbig als ihre kleine Schwester. Und da auch ihr künftiger Schwager längst über die Eitelkeit hinaus war, durch seine Unterhaltungsgabe glänzen zu wollen und sich nach wie vor in das teilnahmlose Schweigen hüllte, das er nur ungern verließ, mußte Richard im Verein mit Hellendorf die Kosten der Unterhaltung tragen, wie wenig aufgelegt er sich auch dazu fühlte.

Allmählich wich indes die gedrückte Stimmung, die anfangs innerhalb des kleinen Kreises geherrscht hatte. Richard hatte sich nach und nach in seine frühere Lebhaftigkeit hineingesprochen und Dora mit sich fortgerissen. Es reizte ihn, das blasse Mündchen seiner kleinen Freundin wieder einmal lachen zu machen, so recht aus vollem Herzen, wie er es durch seine Scherze und Eulenspiegelereien sonst zuwege gebracht hatte. Aber sie schien unempfindlich auch für seine schönsten, treffendsten Wize, die selbst ihrem apatischen Nachbar ein leises Lächeln abgewannen.

Dann, als das Abendessen beendet war und sich inzwischen noch mehrere Freunde des Hauses, junge, leichtsinnige Lebemänner, eingefunden hatten, war man in das Wohnzimmer zurückgekehrt.

Dora hatte ihre Lebhaftigkeit wiedergewonnen und scherzte und lachte scheinbar unbefangen mit ihren Gästen. Inmitten des Zimmers war ein Spieltisch aufgeschlagen worden, an welchem Hellendorf mit mehreren seiner Freunde saß. Dazwischen fand er immer noch Zeit, sich an der Unterhaltung zu beteiligen, die auf der andern Seite des Zimmers in vollem Gange war.

Richard hatte sich ein wenig von den andern zurückgezogen. Er beobachtete unverwandt Hedwig, die etwas abseits an einem der zierlichen Tischchen saß und mit den blassen, kleinen Händen in nervöser Aufregung in den Büchern und Bildern blätterte, die dort lagen. Ihr Bräutigam hatte sich zu ihr gesetzt und begnügte sich damit, sie anzusehen und von Zeit zu Zeit einige leise Worte an sie zu richten, die sie mit erzwungener Ruhe beantwortete.

Hellendorf hatte die beiden schon zu wiederholten malen mit leisem Lächeln angesehen. Die eigentümliche schweigsame Art, in welcher der glückliche Bräutigam seine ernsthafte kleine Braut mit seiner Aufmerksamkeit verfolgte, schien ihn zu belustigen. In seinem gewissenlosen Leichtsinne dachte er nicht daran, die ruhige Würde zu ehren, mit welcher Hedwig die Folgen ihres opferwilligen Schrittes trug, obschon er doch am besten wissen mußte, wie schwer ihr dieser Schritt geworden war. Nun, da sein Blick immer wieder auf die beiden fiel, die so ruhig bei einander saßen, schien ihm ein Wort auf den Lippen zu schweben.

Doch zögerte er immer wieder, es auszusprechen. Als aber eine Viertelstunde nach der andern verrann, ohne daß die beiden in ihrem gegenseitigen Verhalten lebhafter geworden wären, litt es ihn nicht länger ruhig an seinem Plaze. Und mit einem übermütig spöttischen Lächeln um seine vollen Lippen neigte er sich zu seinem Vetter hinüber und rief ihm mit halblauter Stimme zu: er habe noch in seinem Leben keinen so hölzernen Liebhaber gesehen, als seinen ehrenwerten Vetter. Weshalb die beiden sich eigentlich von den andern isolirt hätten? Wenn ihm wirklich nichts einfalle, um sich und seiner Braut die Langeweile zu vertreiben, so soll er jenes weisen Spruches eingedenk sein: Wenn Liebhabern der Stoff ausgehe, so sei der schicksalichste Behelf, zu küssen. Dann hätte ihre Absonderung von

der übrigen Gesellschaft doch wenigstens einen Zweck. Und daß die Lippen seiner Braut so süß seien, wie irgend welche, die jener in seinem Leben je berührt habe, dafür stehe er ein, dessen Kompetenz insachen des Geschmacks wohl niemand antasten würde.

Richard hatte die Worte nicht verstanden, die jener lachenden Mundes dem andern zugerufen hatte. Er sah nur die glühende Röte, die einen Augenblick Hedwigs Gesicht bedeckte, um dann einer starren, unheimlichen Blässe zu weichen. Dabei sah sie mit einem Blicke hilfloser Verzweiflung um sich, als dürfe sie kaum hoffen, daß ein anderer ihr zuhülfe kommen werde. Im selben Augenblick war Richard an ihrer Seite und zog so gleichmütig, als sei er sich nicht im entferntesten bewußt, welchen Dienst er seiner kleinen Freundin in diesem Augenblicke geleistet hatte, einen Stuhl neben den ihren. Dann brach er ein harmloses Gespräch vom Zaun, wie es ihm in seiner Aufregung gerade einfiel, und fühlte sich für sein plötzliches Dazwischentreten, das, wie er wohl wußte, in den Augen der andern lächerlich genug erscheinen mochte, hinreichend belohnt durch den Blick stummer Dankbarkeit, der aus Hedwigs Augen brach.

Ihr Nachbar zur Linken war von dieser wenig zeitgemäßen Störung ihres tête-à-tête nicht sonderlich erbaut. Unter seinen gesenkten Augenlidern sah er den Störenfried mit einem Blicke an, der nichts gutes verkündete. Aber er sagte nichts und verziet auch sonst durch keine Bewegung seines unbedränglichen Gesichtes, wie unangenehm er die Störung empfand.

Dora war, ohne daß jemand darum wußte, eine stumme Zeugin der kleinen Szene gewesen. Sie hatte den Blick aufgefangen, den Hedwig in ihrer Verzweiflung um sich geworfen hatte, und war im Begriff gewesen, ihr zuhülfe zu kommen und sie an ihre Seite zu rufen, als Richard durch sein Dazwischentreten ihr Einschreiten überflüssig machte. Inmitten der lebhaftesten Unterhaltung mit ihren Gästen hatte sie die kleine Gruppe an dem Tischchen nicht aus den Augen verloren und es war ihr nicht entgangen, daß ihr Mann der Urheber des Zwischenfalls gewesen war, der sich soeben hier abgespielt hatte, ohne daß die Mehrzahl der Anwesenden darum wußte. Und es lag auf der Hand, daß diese Wahrnehmung nicht angetan war, die schöne Frau gegen ihren Gatten versöhnlicher zu stimmen.

Beim Abschied reichte Richard dem jungen Mädchen unwillkürlich beide Hände dar. Sie legte errötend ihre kleine Hand hinein und lächelte ihn an, als wolle sie ihn damit über ihr trauriges Loß beruhigen, daß er vor dem jungen, schwächlichen Geschöpf, welches sein unseliges Geschick mit so stummer Ergebung trug und alles Leid in sich selbst vergrub, am liebsten in die Knie gesunken wäre. Er glaubte einen wärmeren Händedruck zu verspüren, als ihm seit langer Zeit zuteil geworden, und riß sich nur mit schwerem Herzen los.

Als er dann unten angelangt war, fiel ihm ein, daß er das Buch vergessen habe, aus welchem er den Schwestern heute vorgelesen. Und ohne auf die anderen zu achten, die unter Lachen und Scherzen den Heimweg antraten, stürmte er nochmals die Treppe hinan.

Im Grunde seines Herzens hoffte er, Hedwig noch zu begegnen, die ihm in der Verklärung des Unglücks reizender und begehrenswerter erschien als je. Der Glorionschein, mit welchem die Legende das Haupt des Mannes umwoben hat, der um seiner Menschenliebe willen gefaßt und gekreuzigt ward — die Phantasie des einzelnen slicht ihn um die Stirn jedes Unglücklichen, der um seiner Ueberzeugung willen leiden muß.

Das Glück war ihm günstig, günstiger als er zu hoffen gewagt hatte.

Hedwig war allein in dem Wohnzimmer zurückgeblieben. Sie hatte beide Hände auf den Tisch gestützt und sah vor sich nieder — als stünden in den launenhaften Arabesken, mit welchen eine geschickte Hand die dunkle Fläche geschmückt hatte, geheimnisvolle Schriftzeichen, die ihr die verworrenen Schicksale ihres jungen Lebens künden sollten. Richard stürzte auf sie zu und faßte ihre Hände.



Julia und Lorenzo. Nach dem Gemälde von Theodor Wores. (Seite 366.)

„Mein armes, geliebtes Mädchen,“ flüsterte er zärtlich und wollte sie an sich ziehen, die sich ihm mit einer gewaltsamen Anstrengung entzog.

„Nicht so, Richard,“ sagte sie und sah ihn an, daß er diesem Blicke rührender Bitte gegenüber keinen anderen Willen kannte, als den ihren. — „Lassen Sie mir wenigstens das eine, die Erinnerung an unsere Freundschaft, rein und ungetrübt. Sie wissen ja, daß ich nicht länger mir selbst angehöre. Jetzt, wo alles aus ist, kann ich es Ihnen ja sagen — ich habe Sie sehr lieb gehabt; so lieb, daß mir oft war, als könnte ich nicht leben, ohne Sie zu sehen und in Ihren Augen zu lesen, daß auch Sie mich ein wenig lieb haben. Ich habe eine heimliche Scheu empfunden, Ihnen meine Liebe zu zeigen. Ich dachte, Sie müßten darum wissen, ohne daß ich es Ihnen zu sagen brauchte, wenn Ihnen an meiner Liebe gelegen wäre. Nun, wo das Leben sich zwischen uns gedrängt hat, ist es vorbei

mit meinem Stolz. Jetzt habe ich nur den einen Wunsch, daß Sie mich ein wenig lieb behalten und meiner freundschaftlich gedenken wollen, wenn wir einander nicht mehr sehen werden.“

Sie hatte das letztere mit vibrierender Stimme gesagt und reichte ihm nun zum Abschied noch einmal beide Hände, die er mit einer leidenschaftlichen Geberde an seine Lippen drückte.

Als er dann gegangen war und das Mädchen allein saß in ihrem Stübchen, das von dem bleichen Mondlicht nur notdürftig erhellt war, stützte sie den Kopf in beide Hände und weinte bitterlich.

Es war das erstmal seit dem Zusammensturz ihrer schönen Träume von einstiger Glückseligkeit, daß Tränen ihr gepreßtes Herz erleichterten.

(Fortsetzung folgt.)

Londoner Bilder.

Von Heinrich Ronne.

III.

Es war am Vorabend des Pfingstfestes, Samstags also, als ich, auf die Straße tretend, überrascht wurde durch einen fliegenden Krammarkt, der sich in den Seitenstraßen und Gäßchen etablirt hatte. Die Läden öffneten ihre Türen weit und hatten ihren Inhalt auf den Fußsteig vorgeschoben, um die Kauflust zu reizen, am Straßenrande waren Karren aufgefahren, auf denen Gemüse, Früchte, Blumen, Haushaltungsgegenstände, Spielwaaren u. a. m. dem Passanten sich darboten; die Eigentümer dieser Dinge sahen aber nicht untätig dazwischen: sie bemühten sich, durch schreiende Empfehlung der Waaren dem stummen Bemühen der Schaustücke zu Hilfe zu kommen. Anfangs betäubt der Lärm, der unnötigerweise noch verstärkt wird durch spektakelwürdige halbwüchsige Burschen, durch die nimmerfehlenden Drehorgeln und Lärmzonen vor den Bierstänken. Die Gaslaternen genügen nicht diesem Marktverkehr: die meisten Händler benutzen darum die bekannte Ligo-Inflamme, die im Winde flatternd, ein ungewisses Licht auf die Karrenwaare wirft. Bis spät in die Nacht dauerte der Markt, erst um Mitternacht mahnten die Schutzleute zum Aufbruch; es galt Provision für zwei Tage oder mehr zu erhandeln, da an Sonn- und Festtagen die meisten Läden geschlossen sind. Am Sonnabend kommt der Handwerker und Arbeiter überhaupt in die Lage, die Frau mit einem Teil oder dem ganzen Lohne auf den Markt senden zu können; darum ist auch in allen Stadtteilen mit Arbeiterbevölkerung dasselbe bunte Treiben an Sonnabenden Abends, auch wohl Montags zu finden. Gewisse findige Köpfe spekuliren auf die Ansammlungen kauflustiger, und da sieht man Zauber-künstler, Gesundheitschutzbindenverkäufer, welche letztere zum Beweise ihrer Wissenschaftlichkeit eine sehr problematische Abbildung des menschlichen Körpers im Durchschnitt repräsentiren und erläutern; Hustenandishändler; Dratarbeiter, die vor aller Augen Spielereien oder Toastgabeln anfertigen; Musiker mit transportablen Glockenspielen, — wer nennt sie alle! Je besser ihr Redefluß, je kräftiger ihre Stimme, desto größeren Vorteil haben sie über die Minderbegabten.

Das Ausrufen wird in London im allgemeinen als Kunst angesehen, und jeder Geschäftszweig hat bestimmte Formeln der Ankündigung. Der Milchmann hängt seine verschlossenen Kännchen an die Eisengitter und kündigt sein Erscheinen durch einen unartikulirten Laut „aouh!“ an, der ursprünglich aus Cow (Kuh) hervorgegangen zu sein scheint, denn bisweilen hört man „cow“. Deshalb sie nicht „muh“ rufen — was doch logischer wäre — ist mir unklar. Der muffin-man (Händler mit dem dem Deutschen wenig schmackhaft erscheinenden Muffins, einem lockeren Gebäck) läßt dagegen vornehmlich seine Glocke reden,

die er unaufhörlich die Straßen entlang schwingt. Die Wasser-kressenhändlerin — in der Regel eine jeder natürlichen oder künstlichen Schönheit bare alte Frau, mit mehr oder weniger zeretzten Kleidungsstücken umhängt, aufgeschürzt, so daß die schlotternden Strümpfe in zerrissenen Schuhen sichtbar sind — schreit singend in halber Molltonfolge, mit Mannesstimme, daß sie prächtige, frische Kresse hat, die der Engländer als Beispeise zum Tee hochschätzt. „Cane-drairs to mend“ (Stühle zu flicken) worin das cane im londoner Dialekt wie „kein“ klingt — ist der Ruf des Stuhlflechters, der seine Arbeit zusammenholen muß. Das sind die täglichen Erscheinungen, seltener kommen Töpferwaaren, fliegende Gärtner und Gemüsehändler. Allen ist der melancholische Tonsfall zu eigen, der — aller Freude bar — ganz geeignet ist, das Gefühl irdischen Jammers in uns wachzurufen.

Am Pfingstmorgen war London tot; früh waren Einzelne und kleine und große Gesellschaften hinausgezogen ins Grüne, soweit die Klassenverhältnisse es erlaubten. Das „liebliche“ deutsche Pfingstfest ist hier unbekannt, kein Grün schmückt die Häuser, kein Pfingstochse erregt den Appetit — die Läden sind geschlossen, die Straßen leer. Wer nicht mit hinausfahren kann, geht mindestens in einen der Parks. Hier sind die Rasenplätze belebt von hundert und tausend Krickeispielern, Knaben, Jünglingen und Männern, in farbigestreiften Mützen, die Ballwerfer behandschuht, die Schläger mit Schienbinden, und die Spiellust hält sie den ganzen Vormittag oder Nachmittag fest. In den Alleen und auf den freigelassenen Grasplätzen lustwandeln die Spaziergänger — der Rasen darf in der Regel betreten werden und nur die Blumenanlagen müssen geschont werden. Darum gewährt der Park ein anmutiges Bild; gruppenweise lagert man sich unter den Bäumen, die die umgebenden Stadtteile ganz verhüllen — man dünkt sich weit entfernt vom Weltgewühl. Wenn es dunkelt, dienen die Gaslaternen an den Hauptwegen als Führer: die Jungen und Alten kehren heim, und die Parks bleiben den Liebespärdchen überlassen, soweit sie nicht mit Eintritt der Dunkelheit ganz gesperrt werden. Namentlich der Hyde Park ist sehr beliebt; bis Mitternacht haben Liebende es in ihrer Macht, am Seeufer oder unter den Bäumen zu tosen, und zunächst verteilen sich die Pärchen diskret, eine einsame Bank aufsuchend; meist genügen aber die vorhandenen Bänke nicht, und so findet man zwei, auch drei Pärchen eng verschlungen auf derselben Bank; Dienstmädchen und Soldaten bilden das Hauptkontingent. Ist die Schlafzeit gekommen, erscheinen die mit Halbuniform versehenen, goldbordhütigen Parkwächter und rufen „All out“ (Alle hinaus), und an den Toren läßt

man niemanden mehr herein. Hinter den letzten schließen sich die Gitter. — Draußen in den Straßen strömen die Menschenmassen von den Eisenbahnstationen oder im Omnibus wieder in die Stadt hinein. Von den außerhalb gelegenen Vergnügungsorten kommen Gesellschaftswagen mit zwei oder vier Pferden bespannt, und hier und da auch ganze Schulen, die ihrer Lustigkeit die Zügel schießen lassen und einen Heidenlärm vollführen. Auch denen, die im Alkohol Seligkeit gefunden, ist es unbenommen, ihren Gefühlen gefanglichen Ausdruck zu geben — trotzdem ist durchschnittlich der nächtliche Straßenstandal geringer als in — Berlin; vielleicht gerade deshalb.

Die kleinen squares in den westlichen Stadtteilen stehen dem Publikum nicht offen, sie sind reservirt für die Bewohner der angrenzenden Häuser, die das Recht der Benutzung durch eine Rente sich verschaffen können. Es sind oft nur winzige Grasplätzchen mit Blumenanlagen, andere sind groß genug, um Raum für verschiedene Spielplätze, Schutzelte und hübsche Baum- und Blumenanlagen zu gewähren. An trockenen Tagen sieht man hier Kinder sich belustigen und halberwachsene oder erwachsene Jünglinge und Jungfrauen sich dem beliebten Lawn Tennis ergeben, einem Ballspiel, bei dem es sich darum handelt, einen Ball möglichst lange hinüber und herüber zu schleudern, ohne daß er den Boden berührt. Dabei bietet sich Gelegenheit, seine Geschicklichkeit zu zeigen; und hier schreibt die Etiquette besondere leichte Anzüge vor, welche größere Beweglichkeit gestatten. Drillhose, Wollhemd und Mütze läßt die Mannesgestalt vorteilhaft hervortreten (allerdings nicht immer vorteilhaft —), und die jungen Damen wetteifern, es einander zu vorzutun. Die squares sind in den ursprünglich abgeschlossenen Vierteln angelegt, wohin der Lärm des Handels nicht drang, bis nach und nach die entfernteren Vororte bevorzugt wurden und Boardinghäuser und Logirhäuser die alte Vornehmheit in etwas beeinträchtigten.

Wenn die squares auch nicht allen zugänglich sind, sind sie doch dem Auge erfreulich, und in ihrer Gesamtheit tragen sie viel dazu bei, den Gesundheitszustand der Londoner zu erhöhen. Sie üben eine solche Anziehungskraft auf mich aus, daß ich mein zweites Logis im Central-Square-Viertel nahm — ich Unglückseliger wählte ein Boardinghaus, allwo in der Regel zu hohem Preise wenig Nahrung und Komfort zu finden, trotzdem die Wirtin stets das Gegenteil versichert. Die Eingeborenen gehen darum nur in ein Boardinghaus, wenn sie das Hotel zu teuer finden und Geschäfte sie für Wochen in der Stadt festhalten. Bisweilen gehen auch ganze Familien in Board, wenn das eigene Haus in Stand gesetzt werden soll; junge Ehepaare leben eine zeitlang darin, bis sie sich ein eigenes Nest gebaut haben; die Engländer ziehen es der größeren Billigkeit wegen dem Hotel vor, halten es andererseits aber für passender (gentlemanlike), dort zu logiren, als in billigen Speisewirtschaften zu essen. Der Ausländer fällt oft dem Boardinghaus anheim, so lange er sich noch nicht orientirt hat in den Wohnungsverhältnissen, und viele bleiben, wenn sie einmal darin sind, aus Bequemlichkeit wohnen; sie scheuen die Mühe des Wohnungsuchens.

Ich habe noch niemanden gefunden, der mit seinem Boardinghaus zufrieden gewesen wäre. Jeder Gast erhält nur ein Schlafzimmer; Speisezimmer und Gesellschaftszimmer (drawing-room) sind gemeinsam; daß da von Bequemlichkeit nicht die Rede ist, leuchtet ein. Der Bestand wechselt wie in einem kleinem Hotel; und doch können die Boardinghäuser die schönsten Romane erzählen. Bei Tisch präsidirt die Wirtin — die Glocke gibt das Zeichen zum Beginn der Tafel, und die Wirtin teilt die Portionen aus; wenn man eine erneute Auflage verlangt, werden die Portionen verhältnismäßig kleiner. In der Regel steht ein altes ausgespieltes Piano zur Verfügung der Bewohner und die Deutschen sind diejenigen, welche dasselbe am aus-

giebigsten bearbeiten. Oft wird das Boardinghaus ganz geschäftsmäßig geleitet: Preiskurante reguliren den gesammten Verkehr, und wer immer das Leben darin studirt hat, sehnt sich nach Freiheit. Man ist dort Sklave der für die Mahlzeiten festgesetzten Stunden und liegt in ewigem Kampfe mit der Wirtin wegen Zimmerreinigung, reiner Wäsche u. s. w.

Wie schon erwähnt, sind die Wohnhäuser durchweg sehr einfach und nach demselben Schema gebaut; die früheren Vorgärten sind ausgegraben und haben Luft, Licht und Zugang zu den Kellerräumen gewähren müssen; hier und da erinnert noch ein Klettergewächs (meist Ephen) oder ein einsames Bäumchen an das frühere Blumengärtchen. Sehr beliebt dagegen sind die Glaskästen vor den Fenstern oder einfachere freie Blumenbretter, mit vom Gärtner regelmäßig erneuertem Blumenstand — als Ersatz, und die Künstler wetteifern, hübsche Zeichnungen für Mosaik oder Malerei zur Verzierung derselben zu erfinden. Ist das Haus älter als ein Jahr, legt es sich die schwarze Außenseite zu, welche die londoner Häuser so abschreckend macht. Tritt man in das Haus, ist man dagegen angenehm überrascht: Teppiche bedecken Flur, Treppen und Zimmer, und die Möbel sind geschmackvoll, gut gearbeitet und den Zimmern angepaßt; an Behaglichkeit lassen reinlich gehaltene Häuser nichts zu wünschen übrig. Die Reinlichkeit soll sich nach außen hin zeigen durch weiß geschuene Stufen vor der Haustür. Selbst im Schlafzimmer fehlen die Teppiche nicht; klein sind die Häuser, das Bedürfnis einer Familie mit zwei bis drei Diensthofen ist zugrunde gelegt, und oft enthält das Haus nur sechs Gemächer. Sind mehr vorhanden in größeren Häusern, so ist die Anordnung doch immer dieselbe. Im Keller, Vorratsraume, Küche, Badezimmer oder Schlafstube für das Gesinde; zu ebener Erde das Speisezimmer und ein kleineres Wohnzimmer; im ersten Stock das Gesellschaftszimmer, und die übrigen Räume werden als Schlafstuben benutzt; mit zwei Stockwerken und einer Breite von zirka acht bis zehn Meter begnügt sich das Durchschnittshaus. In Logirhäusern wird Speisezimmer und Gesellschaftszimmer auch vermietet, doch immer unter der ursprünglichen Benennung. Der Garten hinter dem Hause ist in der innern Stadt degradirt zu einer Sammelstätte für zerbrochenes Geschirr und allerlei Abfall — an Säuberung denkt niemand; ich habe oft zerfallene Baulichkeiten im Hofe gefunden, um deren Instandsetzung sich kein Mensch kümmert: ist das Haus doch auch nur auf soundsoviel Jahre gemietet. Einen trostlosen Anblick gewähren diese Hinterhöfe; wie selten schaut jemand dort hinein! Ich glaube, dort könnte das Familienhaupt selbst — wenn plötzlich tot umgefallen — bis zum Abbruch des Hauses unentdeckt liegen bleiben. Einen Vorteil hat diese Bauart, haben die niedrigen Häuser, die Höfe und breiten Straßen Londons: Luft tritt herein, und gestattet den Abzug der Gase, des Rauches — mit Ausnahme der Nebeltage, wo kein Luftzug den Qualm von millionen Schloten antastet, und dick und schwer der gelbe oder schwarze Rauch alles in Nacht und Nebel hüllt. In den Vorstädten finden die Gärten wieder Raum, und da gewähren die stillvolleren, oft prächtigen Villen einen erfreulichen Anblick, wenn man vergessen kann, daß der Arbeiter, dem freie Luft besonders nottut, daß die Arbeiterinnen, die tagsüber in schrecklich dumpfen und dunkeln Arbeitsräumen arbeiten, von der Benutzung dieser gesunden Wohnungen ausgeschlossen sind. Hier ist der altenglische Stil wieder eingeführt — und in der Geschäftstadt, in der City, findet man überhaupt keine Wohnhäuser, sie haben Geschäftslokalitäten Platz gemacht, so daß London immer mehr den Charakter einer einheitlichen Stadt verliert; die City trat an die Stelle, und um diese herum findet man Ansiedlungen, von denen jede gegen die Nachbarsiedlung streng geschieden ist; je weiter nach außen, jemeht tritt der Villencharakter der Wohnhäuser zutage. Die verehrten Leser begleiten mich das nächstemal in die City!

Richard Wagner.

(Hierzu Porträt nebenstehend und Bild Seite 352—353.)

Wir beabsichtigen nicht, uns in den Wagnerstreit zu mischen, indem wir des am 13. Februar d. J. zu Venedig verschieden Meisters der Tonkunst gedenken. Den Streit überlassen wir den Leuten vom Fach; auch sind wir der Meinung, daß das Urtheil über Wagner noch keineswegs abgeschlossen ist. Vor allem muß die Zukunft erst erweisen, ob die Wagnersche „Zukunftsmusik“ eben die ihrige ist. Der Wagnerstreit hat manchmal recht häßliche und ärgerliche Formen angenommen, die hervorgerufen wurden durch den blinden Fanatismus seiner Anhänger einerseits, durch die Gehässigkeit seiner Gegnerschaft andererseits. Der Streit ist uns in seinen Ursachen sehr erklärlich. Wagner, eine stolze, unabhängige und energische Natur, besaß weder die Bescheidenheit Mozarts noch die Gleichgültigkeit Beethovens; wo die Zeitgenossen ihm die Anerkennung verweigerten, die er verlangte zu können glaubte, da führte er einen heftigen und erbitterten Kampf, um diese Anerkennung zu erzwingen. Wagner hat wahrhaft titanische Anstrengungen gemacht, um sich Anerkennung zu verschaffen; er fand alle die Hindernisse auf seinem Wege, denen die Neuerer jeder Art begegnen; viele hat er überwunden, andere nicht. Eins wird man nicht leugnen können, in seinen Schöpfungen wogt, stürmt und arbeitet das Genie, das man leicht daran erkennt, daß es Originelles zu schaffen, Ureigenes zu gestalten befähigt ist. Wenn aber die Konzentration der Töne in der Wagnerschen Musik den einen als zu massenhaft, zu wuchtig, zu schwer erschienen ist, so haben andere gerade darin die ursprüngliche Kraft und Tiefe des Wagnerschen Genies gefunden. Bei alle dem Streit aber war Richard Wagner immerhin die bedeutendste Erscheinung in der modern-musikalischen Welt, wie es ja selbstverständlich ist, daß ein Mann, der so viele Gegner hatte, eine ganz bedeutende Persönlichkeit sein mußte.

Richard Wagner, am 22. Mai 1813 in Leipzig geboren, verlor früh seinen Vater und empfing seine erste Bildung auf der Nikolaischule in Leipzig; er besuchte auch die Leipziger Universität, aber seine Neigung zur Musik war so vorherrschend, daß er schon als Student mehr musikalischen als anderen Studien oblag. Trotz des Widerstandes seiner Familie ging Wagner ganz zur Musik über und trat bald mit selbständigen Kompositionen auf. Er wurde Musikdirektor am Stadttheater in Magdeburg, wo 1834 seine Oper „Das Liebesverbot“ aufgeführt wurde. Sie fand nicht den erwünschten Beifall. Wagner wirkte als Musikdirektor in Magdeburg und Riga; in Dresden wurde 1842 seine Oper „Rienzi“ aufgeführt, deren Aufführung er in Paris vergeblich betrieben hatte. Ein großer Erfolg war immer noch nicht erreicht; dieser kam erst, als 1842 „Tannhäuser“ und 1843 „Der fliegende Holländer“ aufgeführt wurde. Von dieser Zeit ab begann in der musikalischen Welt der große Kampf zwischen der Wagner feindlichen und der ihm freundlichen Richtung. Zahlreiche Bücher und Broschüren wurden geschrieben für und gegen Wagner aber wurde das Haupt einer neuen Schule, die es unternahm, unserer Tondichtung eine deutsche, von ausländischem Einfluß unabhängige Gestaltung zu geben.

Indessen kam das Jahr 1848 heran und Wagner hatte als Hofkapellmeister in Dresden die demokratischen Anschauungen, denen er sich in den Tagen materieller Not zugeneigt hatte, keineswegs abgelegt. Als im Mai 1849 in Dresden der große Aufstand ausbrach, beteiligte sich Wagner sehr eifrig und führte bewaffnete Freischaren der dresdner provisorischen Regierung zu. Auf den Barrikaden hat er indessen nicht gesochten, wie irrtümlich behauptet worden ist.

Nach der Niederwerfung des Aufstandes floh Wagner in die Schweiz, von den Behörden als Hochverräter verfolgt. Franz Liszt bewirkte indessen, daß Wagners Opern wieder aufgeführt wurden; 1850 schon errang „Lohengrin“ in Weimar

einen durchschlagenden Erfolg und machte die Kunde über die deutschen Bühnen, während sein „Tannhäuser“ in Paris ausgepiffen wurde. In diesen Jahren begann Wagner sich auch literarisch zu beschäftigen und schrieb seine Bücher: „Das Kunstwerk der Zukunft“, „Oper und Drama“; dazu kam eine Menge von Streitschriften, wie „Kunst und Revolution“ und später: „Das Judentum in der Musik“. In diesen Schriften — die in 9 Bänden gesammelt herausgegeben worden sind — griff Wagner seine Feinde mit seiner ganzen Schärfe an und dadurch wurde er in zahlreiche literarische Fehden verwickelt.

Im Jahre 1864 berief Ludwig II. von Baiern, der, wie bekannt, ein eifriger Protektor Wagners bis an dessen Ende gewesen ist, den berühmten Komponisten nach München. Dort wurde 1865 „Tristan und Isolde“ aufgeführt, 1869 „Die Meistersinger von Nürnberg“. In den folgenden Jahren konzentrierte Wagner seine ganze Schaffenskraft auf sein Hauptwerk, die Trilogie (dreifache Dichtung, Dreidichtung) „Die Nibelungen“, die aus dem Vorspiel „Rheingold“ und aus den drei Stücken „Walküre“, „Siegfried“ und „Götterdämmerung“ besteht. Dieses gewaltige Werk machte große szenische Schwierigkeiten; auf dem eigens dazu erbauten Wagner-Theater in Bayreuth indessen gingen „Die Nibelungen“ 1876 in Szene, und man weiß, daß trotz aller Gegnerschaft der Erfolg ein großartiger war.

Wagners Schaffen hatte, ganz abgesehen von seiner Musik, darin den Höhepunkt erreicht, daß er die von ihm angestrebte Neugestaltung des Textes zur Musik völlig durchgeführt hatte. In diesem Sinne hat er wahrhaft reformatorisch gewirkt. Wir wollen auf eine Kritik seiner Textdichtungen ebensowenig eingehen, wie auf eine solche seiner Tondichtungen, allein es wird einer seiner bleibenden Verdienste sein, daß er gezeigt hat, wie dem oft so unnatürlichen Verhältnis zwischen Text und Komposition eine bessere und entsprechendere Gestalt gegeben werden kann.

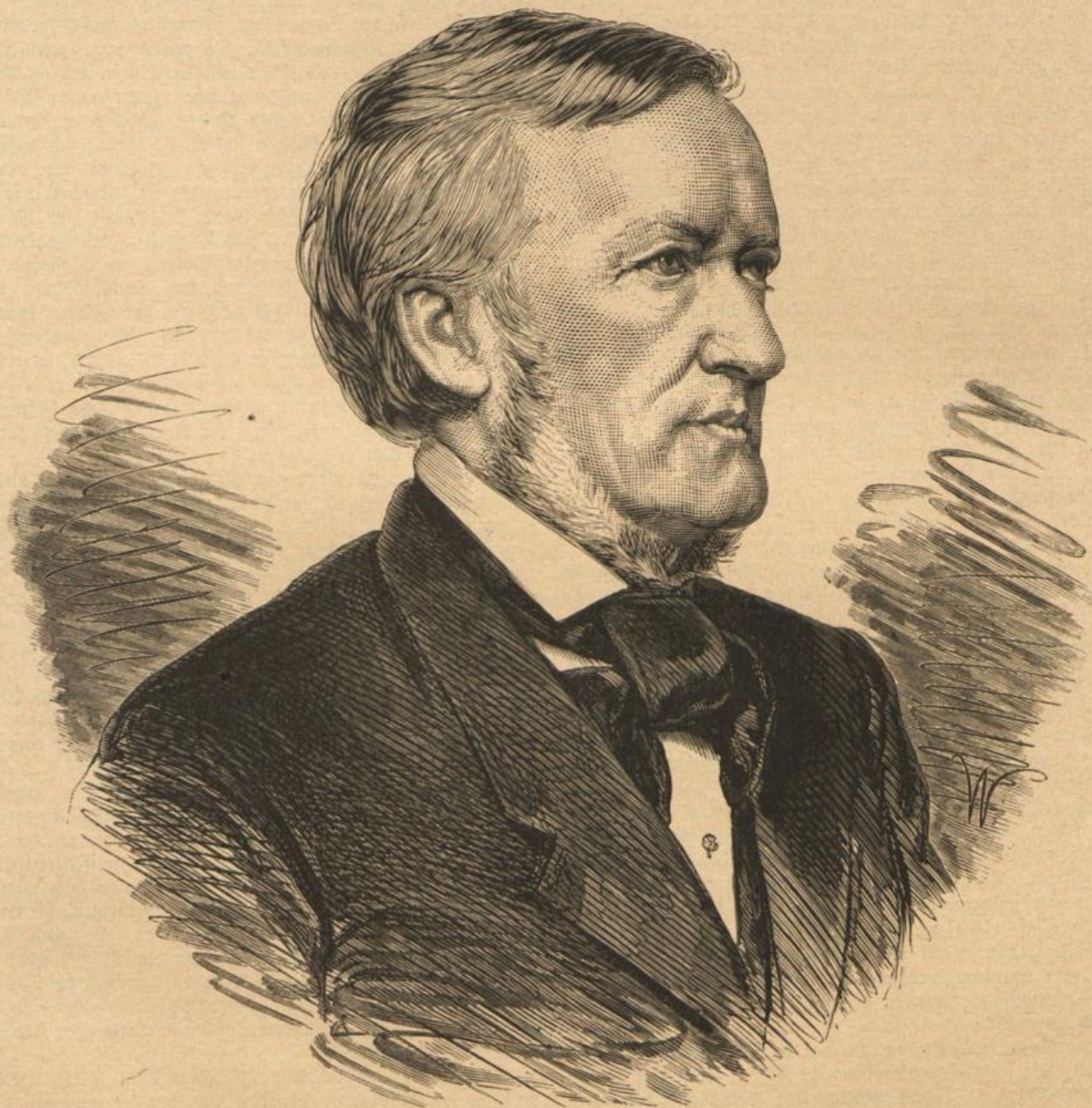
Wagner ist am 13. Februar 1883 in Venedig am Herzschlage gestorben. Er war zweimal verheiratet; in Magdeburg vermählte er sich mit der schönen und berühmten Schauspielerin Minna Plauer. Die Ehe war keine glückliche. Frau Minna Wagner starb 1866, und Wagner heiratete die geschiedene Frau seines Freundes Hans von Bülow, Cosima, geb. Liszt, eine Tochter des bekannten Klaviervirtuosen und der französischen Schriftstellerin Gräfin d'Agoult, die unter dem Namen Daniel Stern schrieb. Dieser Ehe, die eine glückliche war, sind mehrere Kinder entsprossen.

Nachdem der Meister tot, wird es, wie immer, erst klar, welche bedeutende Stellung er eingenommen hat und welche große Lücke er hinterläßt. Wie schon gesagt, muß uns die Zukunft erst ein abgeschlossenes Urtheil über die Früchte seines Schaffens bringen. Die Tatsache aber wird immer bestehen bleiben, daß Wagner ein großer Künstler war, und daß die deutsche Kunst in einer besonderen Richtung durch ihn repräsentiert wird. Der Streit zwischen seinen Schülern und seinen Gegnern wird noch lange fortauern und nach dem Tode des Meisters vielleicht mit verdoppelter Heftigkeit entbrennen. Im übrigen werden wir zu beobachten haben, ob der Einfluß Wagnerscher Tonkunst auf die Gestaltung der musikalischen Leistungen sich als ein dauernder bewähren wird. Die Unsterblichkeit wird man einzelnen seiner Werke nicht absprechen können; die kühl erwägende und abschätzende Zukunft, welche die Werke abgestorbener großer Meister leidenschaftsfreier zu prüfen vermag, als die in den Kampf gegnerischer Richtungen verwickelten Zeitgenossen, wird zu entscheiden haben, wie weit Wagner von seinen Verehrern überschätzt, von seinen Feinden aber zu wenig geschätzt worden ist.

Milizen und stehende Heere.

Man hört oft die Frage erörtern, wem wohl der Siegespreis zufallen würde, wenn die Armee eines großen europäischen Militärstaats sich mit den Milizen der nordamerikanischen Union zu messen hätte. Sich darüber zu erhitzen ist müßig, denn einesteils ist diese Sache keineswegs von vornherein zu ent-

scheiden, zum andern wird ein solcher Zusammenstoß kaum erfolgen, denn die Union treibt keine Angriffs- und Eroberungspolitik, und es ist nicht abzusehen, wie sie mit einem der europäischen Militärstaaten in Konflikt geraten sollte. Selbst zur Zeit der Herrschaft der Franzosen und des österreichischen Prinzen



Richard Wagner.

Maximilian in Mexiko, als sich die Situation aufs gefährlichste zugespitzt hatte und ein Zusammenstoß kaum zu vermeiden war, wußte die Union Aug durch die drohenden Klippen hindurchzusteuern, während sie nichtsdestoweniger energisch die Monroe-Doktrin*) wahrte. Wie vorteilhaft es ist, wenn ein Land sich aller Kriegs- und Eroberungspolitik enthält, sieht man an der

*) James Monroe, Präsident der vereinigten Staaten von Nordamerika, stellte am 2. Dezember 1823 den Grundsatz auf, daß jeder Versuch europäischer Regierungen, sich in innere Angelegenheiten amerikanischer Staaten einzumischen, entschieden zurückzuweisen sei. Diese Monroe-Doktrin gilt noch heute.

kleinen Schweiz, die zwischen lauter Militärstaaten gelegen ist und doch ihren Bestand seit Jahrhunderten wahrt, ja große Katastrophen glücklich überstanden hat.

Die Staaten, die keine Kriegs- und Eroberungspolitik treiben, können sich mit dem Milizsystem begnügen und brauchen nicht den schweren eisernen Panzer zu tragen, in den sich die europäischen Militärstaaten zu hüllen genötigt sind. Das Verhältnis der konkurrierenden Militärstaaten mit ihren stehenden Heeren ist ein ganz merkwürdiges geworden; sie drehen sich wie in einem Wirbel, der kein Ende hat, und sind genötigt, sich immer größere Lasten aufzuwälzen. Der alte Spruch: Si vis pacem,

para bellum*), steht bei den militärischen Autoritäten unserer Zeit noch in voller Gültigkeit. Man hält jede Kritik der stehenden Heere, ihrer Kosten und ihrer langen Dienstzeit schon für überflüssig und hat für das Milizsystem nur noch ein überlegenes Lächeln. Unsere modernen europäischen Strategen lassen in diesem Punkte eben nicht mit sich reden; auch die Staatsmänner stimmen ihnen gewöhnlich zu, und Gambetta hat ebensovienig wie Moltke eine Abrüstung für zulässig gehalten.

Und doch gibt gerade die preussische Geschichte ein berühmtes Beispiel, wie ein Volk waffentüchtig und wehrhaft zu machen ist, ohne dreijährige Dienstzeit und ohne stehendes Heer nach dem heutigen System. Als Napoleon 1806 Preußen niedergeworfen und geschwächt hatte, glaubte er es wehrlos zu machen, indem er ihm sein stehendes Heer nahm. Er zwang es zu einem Vertrage, nach dem es nie mehr als 42000 Mann unter den Waffen haben sollte. Nach den Anschauungen unserer Strategen von heute müßte dieß der Untergang Preußens gewesen sein. Allein die Wirkung war eine ganz andere. Das bei Jena und Friedland unterlegene Heer war nur mehr eine brüchige und verrostete Maschine gewesen, zusammengehalten durch den Korporalstock und den Gamascheknopf. Nun ward ein lebendiger Organismus geschaffen. Scharnhorst ließ von nun ab den preussischen Soldaten nur noch einige Monate dienen. In kurzer Zeit war die ganze waffenfähige Mannschaft eingeübt, obgleich immer nur die vertragsmäßigen 42000 Mann unter den Waffen standen. Die in wenig Monaten einexerzirten Truppen wurden die Sieger an der Razbach, von Großbeeren, von Dennewitz, von Leipzig und nahmen 1814 Paris ein. Sie hatten keine drei Jahre in der Kaserne gelegen und mußten gegen den ersten Feldherrn der Neuzeit mit seinen gefürchteten Garden marschieren. Sollte für ihre Epigonen von heute die kurze Einübung nicht auch hinreichend sein? Oder hat Deutschland etwa an Intelligenz abgenommen?

Wenn man sich also an einen Vergleich der Milizsysteme mit den stehenden Heeren wagt, so hat man Autoritäten für sich, mit denen man sich decken kann. Ueber Scharnhorst wird kein heutiger Strategie zu lächeln wagen; es ist bekannt, daß auch Gneisenau, der einen so erheblichen Anteil an dem Sieg über Napoleon und an der Vorbereitung dieses Sieges hatte, sich entschieden gegen die stehenden Heere aussprach.

Man hat in vielen Kriegen die Miliz über die stehenden Heere siegen sehen, so namentlich in den Revolutionskriegen der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Das System, mittels dessen man siegte, war ein sehr einfaches. Es konnte nicht fehlen, daß die Truppen des stehenden Heeres kriegerischer geübt und disziplinierter waren, als die eben ausgehobenen Freiwilligen. Aber man erdrückte die stehenden Heere, die sich ganz tapfer schlugen, durch die Masse der Milizen, die man auf sie warf. Und nach der Zahl werden die Milizen den stehenden Heeren immer unendlich überlegen sein. Jener Gedanke, der von dem berühmten Carnot ausging, verschaffte der ersten französischen Republik den Sieg über die gegen sie gerichtete europäische Koalition.

Die Union von Nordamerika hat in den mehr als hundert Jahren, die seit ihrer Gründung verlossen sind, drei Kriege von Bedeutung zu führen gehabt; den Befreiungskrieg gegen die Engländer, den Krieg gegen Mexiko von 1847 und den blutigen Sezessionskrieg gegen die empörten Südstaaten im Anfang der sechziger Jahre; der zweite Krieg gegen England, der im Jahre 1814 zu Ende ging, war nicht von erheblicher Bedeutung, und die zahlreichen Indianerkämpfe können nicht als Kriege im eigentlichen Sinne des Wortes angesehen werden.

Das ist Krieg genug, und in allen diesen Kämpfen hat die Union bewiesen, daß ihre Bewohner, die sich so tapfer ihre republikanische Freiheit erkämpft und behauptet haben, durchaus kein waffenuntaugliches Volk sind, wenn sie zum Kampf gezwungen werden. Es ist interessant zu erfahren, wie im Befreiungskriege gegen England die ersten Milizbataillone aus den

urwüchsigem Hinterwäldlern, Farmern und Kolonisten gebildet werden mußten. Der bekannte General Steuben, der im Dienste der Union stand, erzählt ergötzliche Dinge, wie es ihm erging bei seiner Aufgabe, aus diesen halbnaekten, schlechtbewaffneten und unbändigen Leuten disziplinierte Truppen herzustellen. Aber sie schlugen sich gut, und wo sie unterlagen, ward der Feind seines Sieges nicht froh.

Der große Sezessionskrieg, der dem Namen nach die Befreiung der Sklaven zum Ziel hatte, in Wahrheit aber ein Interessenkampf zwischen den Schutzzöllnern des Nordens und den Freihändlern des Südens war, führte zwei großartige Milizsysteme zu einem Zusammenstoße. Die militärischen Operationen, die in diesem Kriege ausgeführt wurden, können sich an Großartigkeit und Kühnheit mit denen eines jeden andern Krieges messen. Man hat in diesem Kriege dieselbe Erscheinung, die man so häufig bei Milizen findet; sie können sich anfangs nicht recht an das Feuer der Schlacht gewöhnen und wenden sich leicht zur Flucht; bald aber werden sie kriegshart wie die zehnte Legion Cäsars oder die Garde Napoleons, und schlagen sich mit erstaunlicher Zähigkeit und Tapferkeit. Welche Truppen mußten es sein, die die dreitägige Schlacht von Richmond, die Schlacht in der Wildnis, die Eroberung von Vicksburg mitmachten und bestanden! Und die Milizen des Südens schlugen sich nicht schlechter, als die des Nordens; sie hatten anfangs bessere Generale und blieben im Vorteil, bis endlich die größere Macht und die populärere Sache des Nordens siegte. Die Heere der Baumwollenbarone stoben auseinander oder kapitulierten, die Bundesregierung triumphirte und die Union hatte diese furchtbare Krise glücklich überstanden.

Eine europäische Regierung hätte zunächst über die niedergeworfenen Empörer ein furchtbares Strafgericht verhängt und sodann ein möglichst großes stehendes Heer als Schutzmittel gegen eine etwaige Wiederholung solcher Empörungen errichtet. Die Bundesregierung war weise genug, keins von beidem zu tun, trotzdem der Präsident Lincoln von einem fanatischen Anhänger der Südstaaten meuchlerisch ermordet worden war. Man nahm keine Hinrichtungen vor und hielt die Sezessionisten für hinreichend bestraft, indem man ihre Sklaven für frei erklärte*), ihnen also beträchtliches Eigentum entzog. Selbst dem Präsidenten des Südbundes, Jefferson Davis, der in die Hände der Bundesregierung fiel, geschah weiter nichts, als daß man ihn einige Zeit in Haft hielt und dann wieder frei ließ.

Aber auch kein großes stehendes Heer wurde errichtet. Zunächst wurde für die Invaliden und die Hinterbliebenen der Kriegsoffer hinlänglich gesorgt; dann ging man an die Reorganisation des in den ungeheuren Kämpfen zersplitterten und verstückelten Heerwesens. Es hat in der Union auch republikanische Generale gegeben, welche darauf hindrängten, die Union möge die europäischen Heersysteme nachahmen. Natürlich hatten diese edlen Strategen dabei zunächst den Zweck, sich selbst die Macht, den Einfluß, mit einem Wort die dominirende Stellung zu verschaffen, die in Europa die hohen Militärs, unserer Ansicht nach unnötigerweise, einnehmen. Diese Bestrebungen sind bis heute vergeblich gewesen.

Die Union blieb bei dem bewährten Milizsystem, welches heute so vervollkommen ist, daß von den 50 Millionen Einwohnern der Union etwa 6 1/2 Millionen waffenfähiger Männer ins Feld gestellt werden können, wenn es zu einem Kriege mit einem auswärtigen Feinde kommt. Diese gewaltigen Heermassen sind imstande, jeden Angriff zu erdrücken, denn über eine solche Anzahl von Männern, die ihre eigenen und ihres Vaterlandes Interessen verteidigen, in den Waffen geübt und

*) Die armen Nigger waren zunächst von ihrer Freiheit sehr wenig erbaut. Sie mußten sich nun bei den Baumwollenbaronen als „freie“ Arbeiter verbinden und sahen sich vielfach schlechter behandelt, als zuvor, denn wenn sie früher auch Sklaven waren, so mußte sie der Besitzer als persönliches Eigentum in seinem eigenen Interesse schonen. Jetzt fiel dieß Interesse fort. Daß sich der Norden darum nicht kümmerte, zeigt, wie wenig die Sklavenfrage das eigentliche Motiv jenes großen Kampfes war.

*) Wenn du Frieden haben willst, sei zum Krieg gerüstet!

nach den neuesten Methoden bewaffnet sind, ist nicht zu siegen. Die Union wird stets unbeflegbar sein, solange sie sich in keine Eroberungskriege einläßt, und ihre Staatsmänner waren und sind klug genug, dies einzusehen.

Aber diese 6½ millionen wehrhafter Männer stehen im Frieden nicht unter den Waffen; sie werden nach kurzer Einübung entlassen, um ihrem Beruf nachzugehen. Die Union hat keine Lust, die Blüte ihrer Jugend der nationalen Arbeit zu entziehen und andern die Kosten für deren Unterhalt auf drei Jahre aufzuerlegen.

Laut Gesetz darf der Präsenzstand der amerikanischen Armee im Frieden die Stärke von 25000 Mann mit 2153 Offizieren nicht übersteigen. Dieser Bestand wird aber nicht einmal erreicht; gewöhnlich beläuft sich die Armee infolge von Beurlaubungen kaum auf 20000 Mann, eine Präsenzstärke, die gewissen ehrgeizigen amerikanischen Politikern immer wieder als Anlaß dient, eine Verstärkung zu verlangen, was bis jetzt aber, wie schon gesagt, stets vergeblich gewesen ist.

Im Jahre 1880, als im Staatshaushalt der Union ein Ueberschuß von beinahe 66 millionen Dollars vorhanden war, wurden für die Armee 37 millionen, für die Flotte 14½ millionen Dollars verausgabt. Im Jahre 1880 waren die Pensionen mit 56 millionen Dollars angelegt. Die Pensionen sind im Budget von 1882 einer Neuregulirung unterworfen und erheblich erhöht worden. Amerikanische Zeitungen behaupteten, die Pensionen beliefen sich auf rund 100 millionen Dollars; wir können, da uns die Stats nicht vorliegen, nicht kontrolliren, inwieweit diese Behauptung zutrifft.

Aus den angeführten Tatsachen geht indessen zurgenüge hervor, daß man bei der Vergleichung des Wehrsystems der Union mit den stehenden Heeren der europäischen Staaten nicht leichtsinnig ins Zeug hineinreden soll. Gar zu häufig hört man Phrasen, wie: In den europäischen Staaten verschlingt die Unterhaltung der stehenden Heere, der Flotten und Festungen den weitaus größten Teil der Staatseinnahmen, während in den vereinigten Staaten das Militär- resp. Milizsystem „fast garnichts“ kostet. Man sieht aus dem vorhergegangenen, daß solche Anschauungen der Begründung entbehren. Das Milizsystem drückt das Land nicht so sehr wie die stehenden Heere und Flotten, es ist aber immer noch kostspielig genug. Wenn es wahr ist, daß sich der Pensionsetat auf 100 mill. Dollars steigern soll für 1883, so wäre damit so ziemlich die Summe erreicht, welche Deutschland 1882 für Kriegszwecke ausgegeben hat. Nimmt man noch die andern Ausgaben hinzu, so kommt eine ganz stattliche Summe heraus. Man soll bei diesen Vergleichen ebenso vorsichtig sein, wie bei der Steuerfrage. Gewöhnlich hört man viel reden von der geringen Steuerlast in Amerika, von der Union, die ihre Schulden rasch abbezahlt etc. Man vergißt dabei, daß, wenn auch die Bundesfinanzen zweifellos sehr günstig stehen, doch von den Einzelstaaten sehr viele mit Schulden überlastet und um diese Schulden zu verzinsen oder abzutragen, ihren Einwohnern schwere Steuern aufzuerlegen genötigt sind.

Diese unsere Anschauung, daß man die Verhältnisse der Union nicht übertrieben loben möge, tut der anderweitigen Behauptung, das amerikanische Milizsystem sei dem System der stehenden Heere, wie es die europäischen Militärstaaten haben, zum mindesten ebenbürtig, nicht den geringsten Abbruch. Denn bei alledem ist es einleuchtend, daß das Milizsystem gegenüber dem stehenden Heer für den einzelnen wie für die Gesamtheit große Vorteile mit sich bringt. Das Milizsystem macht ein Land, das keine Eroberungspolitik treiben will, wehrhafter als ein stehendes Heer vermöchte. Und im ganzen sind die Ausgaben doch geringer. Es ist auch eine völlig andere Sache, wenn eine große Summe für Pensionszwecke ausgegeben wird, als für Dotationen, erhöhte Offiziersgehälter, Offizierskasinos, Festungen, Panzerschiffe und Kasernen.

Der Hauptvorteil des Milizsystems aber ist, daß die jungen Männer nicht drei oder mehr Jahre in einer Kaserne zuzubringen gezwungen sind. Sie entfremden sich nicht ihrem bürger-

lichen Beruf und werden nicht aus demselben geworfen, wie es in den europäischen Militärstaaten der Fall ist. Drüben das aufstrebende Amerika aber braucht fleißige Hände und starke Arme, um seinen Reichtum zu vermehren und seine Zivilisation zu vervollkommen. Wie viel ungehobene Schätze liegen noch in amerikanischem Boden verborgen? Die Hände, die beschäftigt sind, sie zu heben, würden sie nicht dem Gesamtwohlstand großen Abbruch tun, wenn sie drei Jahre nur in der Kaserne und auf dem Exerzierplatze tätig sein sollten? Daß sich in der amerikanischen Heeresverwaltung wie in vielen anderen Verwaltungszweigen eine gewisse Korruption eingeschlichen hat, kann und soll nicht geleugnet werden. Man denke an den skandalösen Prozeß des Kriegsministers Belknap, dessen großartige Unterschleife an den Tag kamen. Es ist auch kaum zu vermeiden, daß oft Pensionen verliehen werden, wo es weder notwendig noch gerecht ist. Wir kannten einen Militärmusiker, der in der Bundesarmee zu anfang der siebziger Jahre angestellt war. Der Mann hatte sich einen Rheumatismus geholt, war aber sonst noch jung und rüstig und konnte seinem Berufe nachgehen. Aber er wurde pensionirt und zwar mit gar nicht geringem Pensionseinkommen.

Er wird seinem Rheumatismus sein Leben lang den wärmsten Dank zollen und ihn als seinen besten Freund betrachten. Die Ursache solcher Mißstände des Näheren zu erörtern, wäre hier nicht wohl angebracht. Sie werden vielleicht verschwinden, wenn es gelungen sein wird, neue Parteibildungen ins Leben zu rufen und den beiden korrupten alten Parteien, Republikanern und Demokraten, die Herrschaft, in die sie sich bis jetzt trotz allen Strafeßls brüderlich geteilt haben, und das Regierungsmonopol abzunehmen. Dann wird auch in der Heeresverwaltung gründlich ausgefegt werden.

Frankreich, welches gleichfalls die republikanische Staatsform angenommen, aber doch im Jahre 1882 über 631millionen Mark für Kriegszwecke ausgegeben hat, lehrt uns, daß es nicht die Staatsform ist, welches die größere oder geringere Militärlast eines Landes bedingt. Das konstitutionell-monarchisch regierte Großbritannien gab 1882 für Kriegszwecke 584 millionen aus, also weniger als die Republik Frankreich. Eine niedrige Militärlast wird bedingt durch die Tradition einer friedfertigen äußeren Politik und durch die geographisch-politische Lage des Staates, bei der sehr viel darauf ankommt, ob er Nachbarn hat, die zu Eroberungen bereit sind oder nicht.

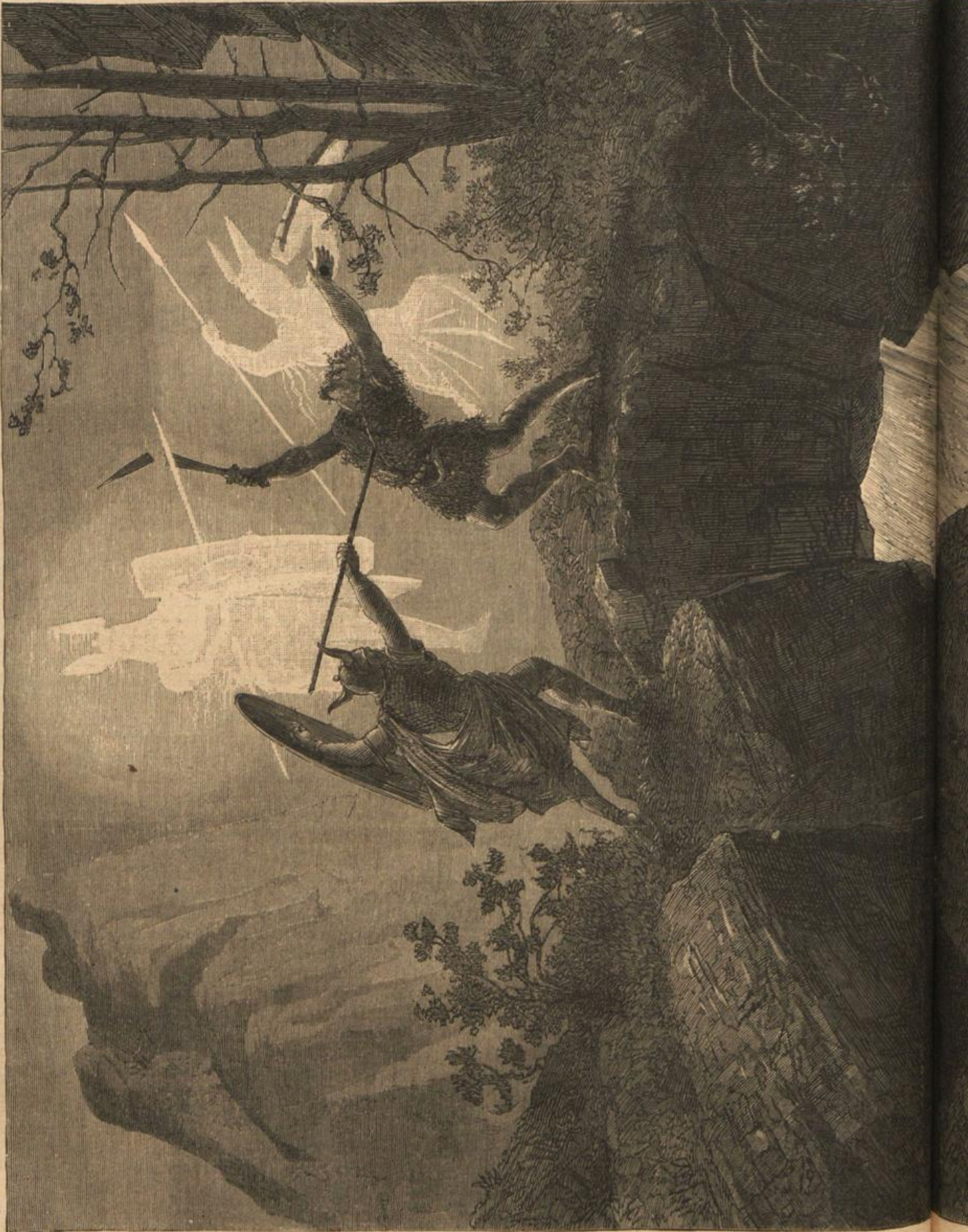
Wenn aber, wie wir sahen, auch das Milizwesen eine kostspielige Institution ist, die einem Lande recht zur Last fallen kann, so werden wir vor die Frage gestellt: Wird es denn nie gelingen, die eiserne Militärrüstung, die den Aufschwung der Völker lähmt und niederdrückt, zu erleichtern oder abzulegen?

Nun, der Möglichkeiten und Eventualitäten, die wir da vor uns haben, sind nicht wenige.

Zunächst ist es keine Unmöglichkeit, daß bei dem großen Wettkampfe der Militärstaaten die Anforderungen so sehr sich steigern, daß ihnen einfach nicht mehr entsprochen werden kann. Wenn in 20 Jahren sich die Heeresausgaben verdoppeln würden, so glauben wir nicht, daß ein europäischer Staat sie noch leisten könnte. Frankreich kann nicht jedes Jahr 1262 millionen, England nicht jedes Jahr 1168 millionen, Deutschland nicht jedes Jahr 816 millionen Mark für Kriegszwecke zahlen. Da stände man eben vor einer einfachen Unmöglichkeit, — denn der Staatsmann muß erst noch geboren werden, der eine Besteuerungsforn finden könnte, mittels deren der Staatskasse solche Summen allein für das Militär zugeführt werden könnten, ohne daß das Land dabei zu Grunde ginge. Ein Staat nach dem andern wird eben vor der nackten Unmöglichkeit antommen, seine Heeresausgaben noch zu steigern.

Es treten aber auch noch andere Umstände hinzu, die darauf hinwirken, bald eine Entscheidung in der Frage herbeizuführen. Vor allem die rapide Weiterentwicklung der technischen Mittel. Es hat lange gedauert, bis man von den Katapulten*) und

*) Die Wurfmaschinen der Alten, welche Pfeile schleuderten.





Aus dem Bühnenfestspiel „Der Ring des Nibelungen“: Die Valküre: Siegmunds Tod.

Nach der bairreuther Aufführung gezeichnet von Knut Ekwall.

Ballisten*) der alten Römer auf die modernen Geschütze, von den griechischen Hopliten**) auf unsere Infanterie, von der mazedonischen Phalanx***) auf unser Tirailleurwesen kam. Heute aber geht die technische Entwicklung mit einer ans Fabelhafte grenzenden Schnelligkeit vorwärts. Man denke nur an die Beschleunigung des Schnellfeuers mit der Handfeuerwaffe in den letzten 30 Jahren! Der Wettkampf zwischen Panzer und Kanone hat schon ein Gebiet betreten, von dem kein Ende abzusehen ist; es werden immer noch stärkere Eisen- und Stahlplatten konstruiert und immer wieder kommen Projektile, die sie durchlöchern. Das einfache Schießpulver genügt längst nicht mehr; es werden stärkere Explosivstoffe eingeführt, und wie bald wird man mit der Elektrizität kämpfen! Es fragt sich, ob es bei solchen Vernichtungsmitteln überhaupt noch möglich sein wird, zwei Heere einander gegenüber zu stellen, denn die Vernichtungsmittel können mittels der modernen Technik im Laufe der Zeit derart ausgedehnt und entwickelt werden, daß dasjenige Heer, welches die Feinde nicht zuerst spielen lassen kann, der unmittelbaren und vollständigen Vernichtung anheimfällt. Dieser Umstand könnte vielleicht manchem Eroberungskrieg vorbeugen.

Das alles sind Vermutungen und Voraussetzungen, die durch die Wirklichkeit widerlegt werden können; das sei rückhaltlos zugegeben. Aber hat man nötig, darauf zu warten, bis die Unmöglichkeit der Kriege auf diese Weise herbeigeführt ist? Wir möchten keineswegs den Weg der Verständigung, der von so vielen Seiten für die politischen Händel der Staaten untereinander vorgeschlagen wird, als eine „Utopie“ auffassen.

Die Bestrebungen, eine organisierte Agitation für die Herstellung eines dauernden Friedens zu schaffen, haben in letzter Zeit mächtig um sich gegriffen. Große Gesellschaften haben sich gebildet, um die Propaganda für den Weltfrieden dahin zu erheben, daß sie die öffentliche Meinung zu gewinnen vermag.

*) Die Balliste schleuderte Steine.

**) Die Schwerbewaffneten in der alten griechischen (hellenischen) Heeresorganisation.

***) Eine zusammengebrängte dichte Masse Fußvolks in der Stärke von 5000 bis 16 000 Mann. Sie waren mit bis 14 Fuß langen Speeren bewaffnet. Ihr Angriff war gefährlich durch die Wucht und Massenhaftigkeit, mit welcher sie vorging. Philipp von Mazedonien entschied die Schlacht von Chärona, welche die griechische Freiheit vernichtete (338 v. Chr.), durch einen Angriff mit der Phalanx.

Davon sind wir noch weit entfernt; ohnehin sind wir der Ansicht, daß die Agitation für Abschaffung des bewaffneten Friedens zuweilen recht unpraktisch und unzweckmäßig betrieben worden ist. So hätte der Württemberger v. Böhler, der bei seiner Friedenspropaganda offenbar nur von sich reden machen wollte, der Sache den besten Dienst geleistet, wenn er sie anderen Leuten überlassen hätte. Herr Fischhof in Wien und Herr Richards in London haben es auch nicht viel klüger angefangen.

Man sage nicht, es sei unmöglich, internationale Verträge zu Stande zu bringen, durch welche die häufige Wiederkehr der Kriege verhindert werden kann. Wir haben gesehen, daß in der Alabamafrage ein Schiedsgericht eine befriedigende Lösung herbeiführte, und wie Europa im russisch-türkischen Krieg intervenierte. Wenn einige mächtige Staatsmänner für den Gedanken zu gewinnen wären! Und wie oft sind schon Staatsmänner am Ruder gewesen, die für die Herstellung eines dauernden Friedens aufrichtig begeistert waren. Es gilt nur, sie zur Initiative fortzureißen, und das können die Volksvertretungen der verschiedenen Länder im Einklang mit der öffentlichen Meinung tun. Hat man keine Lust, den Weg der so vielfach mit Unrecht als „Utopie“ bezeichneten internationalen Verträge zu betreten, so wird man eben abwarten müssen, bis eine der oben geschilderten Eventualitäten zur Abrüstung zwingt.

Man sieht, das Milizsystem kann als ein Fortschritt zur Abrüstung betrachtet werden. Wir nehmen nicht an, daß da, wo ein Milizsystem besteht, der Staat für sich die Kriegsfrage gelöst habe; das Ideal und Endziel in dieser Sache kann nur die völlige Abrüstung sein. Dahin scheint noch ein weiter Weg zu sein, was um so weniger entmutigen darf, als wir von allen unseren Kulturerrungenschaften einmal weit entfernt gewesen sind und manche von ihnen viel schwerer zu erreichen waren, als eine Abrüstung.

Die moderne Zeit hat der alten wüsten Lehre, daß die Kriege notwendig seien, schon manchen Zahn ausgebrochen; die kommende Zeit wird ihr die übrigen ausbrechen. Der Spruch des alten Leo von Halle, der da meinte, die „frischen fröhlichen Kriege“ seien gut, um „das skrophulöse Gefindel“ wegzuräumen, ist längst der Lächerlichkeit verfallen. Die Massen begreifen längst, daß der Krieg schon deshalb nicht „fröhlich“ ist, weil er nicht „skrophulöses Gefindel“, sondern die Blüte der Jugend der Völker verzehrt.

Der Schwedeneinfall.

Erzählung von Otto Sigl.

(Schluß.)

VI.

Der Zusammenstoß der Reiterschaaren sollte dicht vor dem Gasthause Hofmaiers stattfinden. Vom Balkon und den Fenstern desselben aus sahen sich die kostümirten Frauen und Mädchen das bewegte Schauspiel an.

Unter allen den anmutigen Erscheinungen in der kleidsamen Tracht des siebzehnten Jahrhunderts ragte des Bräuers Tochterlein als die schönste und stattlichste hervor. Doch befand sich Marie heute, so wenig wie ihr Geliebter, in froher Feststimmung. Auf ihrem bleichen Antlitz spiegelte sich außergewöhnliche Erregtheit. Marie besünchtete — und hierin hatte sie in der Tat Baron Camills Absicht erraten — daß dieser das heutige Fest benützen würde, das entscheidende Wort von ihr zu erbitten. Da sie aber so fest wie je entschlossen war, ihrem Georg die Treue zu bewahren, so sah sie als leidigen Ausgang des frohen Festes peinlichen und stürmischen Austritten, besonders mit ihrem Vater, entgegen.

Mit dem düstern aber entschiedenen Ausdruck von Mariens Antlitz stimmte die Anordnung ihres Kostüms seltsam überein. Nach der Mode der dargestellten Zeit ringelten sich kleine schwarze Böckchen über der blassen Stirne und zu beiden Seiten wallten lange Locken über das Gewand von schwerem dunkelroten Sammt herab.

Bisher hatte Marie während des Festspiels den Geliebten nur von ferne gesehen. Jetzt nahte der Augenblick, da das Kriegsdrama mit der wirkungsvollen Schlußzene enden sollte. Vom Marktplatz her trabte die städtische Reiterschaar unter Georg Walters Kommando heran und am anderen Ende der Straße tauchten schon die schwedischen Dragoner auf.

An ihrer Spitze aber ritt, zur Ueberraschung aller Eingeweihten — der schwedische Oberfeldherr in höchst eigener Person. Zu diesem heldenmütigen Aufschwung hatte den Baron der Umstand bewogen, daß er trotz seiner hervorragenden Rolle keine Gelegenheit fand, sich vor der schönen Marie in vorteilhaftem Lichte zu zeigen. Es genügte ihm keineswegs, daß er erst nach Beendigung des Kampfes hübsch gemessen als Sieger einziehen sollte. Er trachtete vielmehr, sich unter den Augen der beneidenswerten Schönen als eleganter und kühner Reiter hervorzutun. So war der junge Baron auf den sinnreichen Einfall geraten, sich, wie es ja in entscheidenden Momenten die größten Feldherren nicht verschmähen, mitten in das Gewühl des Kampfes zu begeben. Dabei hoffte Camill nicht nur wohlfeile Vorbeeren zu erringen, sondern auch den bürgerlichen Nebenbuhler durch den Glanz seiner ritterlichen Erscheinung zu verdunkeln. Kurzweg setzte sich somit der Baron, nur von seinen Adjutanten, zwei befreundeten Gutsbesizersöhnen begleitet, im

letzten Augenblick an die Spitze der anreitenden schwedischen Dragoner. Mit seinen Begleitern sprengte er dann in lebhaftem Galopp vorwärts und eiferte auch die Dragoner zu schnellerer Gangart an. Camill gedachte durch diesen Ungestüm die schlechter berittenen Städtischen in schimpfliche Verwirrung zu stürzen. Inzuehem hegte der Baron sogar die Absicht, wenn möglich, den verhassten Zinngießer, dem er keine sonderliche Sattelsteifigkeit zutraute, aus dem Gleichgewicht oder gar zu Fall zu bringen. Würde Georg Walter vor den Augen seiner Angebeteten auf diese Weise eine klägliche Figur spielen, so vermeinte dafür Camill in der Wagschale ihrer Gunst zu steigen.

Auf Georgs Antlitz malte sich lebhafteste Ueberraschung und Unwille, als er so unerwartet den Freiherrn an der Spitze der feindlichen Reiter gewahrte. Sofort erriet er, was wohl Baron Camill hierbei im Schilde führte. Der Freiherr wußte genau, daß Walter die städtischen Reiter befehligte und konnte sicher nur beabsichtigen, mit seiner überlegenen Reitkunst zu prahlen und ihn in den Schatten zu stellen. Nun erwachte aber der berechnete Trotz in des jungen Bürgers Brust. Baron Camill sollte merken, daß er sich nicht einschüchtern lasse! Zudem entflammte den Jüngling der beredete Gruß, der ihn im Vorbeireiten aus den Augen der Geliebten erreichte, und er gelobte sich, dem übermütigen Rivalen gegenüber seine Haltung zu behaupten. Schnell entschlossen feuerte Georg seine Kameraden, von denen die meisten ebenfalls Baron Camills Absicht durchschaute, zur Gegenwehr an. Die jungen, ohnedem von dem Kampfspiel aufgeregten städtischen Reiter spornten ihre Pferde an und warfen sich im Galopp den Schweden entgegen. Das kam freilich ganz gegen Baron Lindeneggs Erwartung.

„Zurück da, wenn Ihr nicht über den Haufen geritten sein wollt!“ rief er mit laut gellender Stimme den Städtischen zu, hielt es aber doch für geraten, sein Pferd zu zügeln und den Seinigen „Halt“ zuzurufen. Auch die Glonheimer trachteten im letzten Moment ihre Rosse zu pariren; immerhin aber garieten die beiden Reitertruppen dicht aneinander. Sofort entspann sich ein lustiges Scheingefecht mit Schwertern und Pallaschen und unter dem jubelnden Beifall der Zuschauer ward das Spiel immer hitziger.

Baron Camill bemerkte mit Mißvergügen, daß sich Walter vortrefflich zu Rosse hielt, und es drängte ihn unwiderstehlich, den verhassten Nebenbuhler doch noch zu demüthigen. Nachdem er sich zuerst vom Gefecht vornehm ferngehalten, wandte er nun sein Ross zu Georg hin und schrie ihm in übermütig herrischem Ton mit drohend erhobenem Pallasch zu: „Genug jetzt. Platz da, Ihr Steckenreiter, sonst wird Ernst aus dem Spaß!“

„Oho, ich bin auch beim Ernst zu haben, Herr Baron. Nun weichen wir erst recht nicht, Kameraden!“ rief Georg gereizt entgegen. Es zuckte ihm nun doch das Schwert unwillkürlich in der Faust, als er das höhnische Gesicht des Schwedenfeldherrn so nahe bei sich sah. Baron Camill war aufs höchste ergrimmt, daß ihm die geplanten wohlfeilen Vorbeeren entgehen sollten und die Bürgerlichen es wagten, ihm Trotz zu bieten.

„Machen wir ein Ende, weg mit Euren alten Mähren!“ rief er nun außer sich und versezte Georgs Ross einen Hieb über die Nase, daß dieses, sich hochaufbäumend mit einem gewaltigen Satz zur Seite sprang. Georg gelang es eben noch, sich im Sattel zu erhalten und des Pferdes Herr zu werden. Nach diesem tödtlichen Angriff war es aber mit des heißblütigen Jünglings Geduld vorbei. „Das sollen Sie mir bezahlen, wehren Sie sich!“ rief er dem Freiherrn mit geschwungenem Schwerte zu.

Ueber Baron Camills Antlitz zuckte es wie hämische Verfriedigung. Nicht umsonst war er sich bewußt, einer der gefährlichsten Schläger der Hochschule zu sein. Nun gedachte er den Zinngießer doch kalt zu stellen. „Was wollen Sie denn; es ist ja alles nur Spaß heute!“ erwiderte er mit schneidender Ironie, begann aber sofort mit regelrechten Hieben auf Georg einzudringen. Dieser zeigte sich jedoch seinem Angreifer vollständig gewachsen. Baron Camill ward durch die unvermutete Fechtergewandtheit Walters noch mehr erhitzt und unter den

Augen Mariens schien es ihm jetzt förmlich Ehrensache, dem bürgerlichen Gegner — falle es aus wie immer — seine Ueberlegenheit zu beweisen. So benützte er denn rücksichtslos eine Blöße, die Georg darbot und versezte ihm einen Hieb über die Stirne, daß sich eine blutige Schramme darüberzog und der Betroffene einen Augenblick im Sattel wankte. In gerechtem Zorne rückte der Jüngling nun auch seinerseits dem Baron mit der Klinge zu Leibe.

Diesen begann aber jetzt in der ungewohnten Situation auf dem unruhigen Pferde seine Fechtkunst etwas im Stich zu lassen. Bald gab auch er sich eine Blöße und Georgs Pallasch sauste auf Baron Camills Kopf herab. Der Freiherr wankte eine kleine Weile und sank dann betäubt vom Pferd. Als Georg den Baron fallen sah, stieg er ab und eilte zu ihm hin.

Der ganze Austritt zwischen Walter und dem Baron hatte sich in weit weniger Zeit abgespielt, als er erzählt werden konnte, und nur die Nächstbeteiligten hatten die ganze Tragweite des improvisirten Zweikampfs durchschaut.

VII.

Mit angstvoller Ueberraschung hatte indessen Marie vom Fenster aus beobachtet gehabt, wie auf einmal Baron Camill an der Spitze der feindlichen Reiter erschien. Sie ahnte nichts Gutes von diesem Zusammentreffen und begriff auch wohl von allen Zuschauern zuerst, welcher Ernst sich bald unter dem entbrannten Scheinkampf barg. Als sie nun plötzlich merkte, wie Georg, da er den Hieb über die Stirne erhalten, wankte und zu fallen schien, da duldete es sie nicht mehr im Hause. Aller Rücksichten vergebend eilte sie aus dem Zimmer des Erdgeschosses hinaus. Eben als Marie die Straße betrat, ertönten verworrenes Schreckensrufe an ihr Ohr: „Er ist tot!“ „Er schlagen hat er ihn!“

„Wer ist tot? Mein Georg — o barmherziger Himmel, laßt mich zu ihm!“ entrang es sich in marlerschütterndem Aufschrei des Mädchens Brust und sie flog auf die Gruppe zu, die sich um Baron Camill gebildet. In diesem Augenblick aber schlug dieser die Augen wieder auf und begann sich aufzurichten. Jetzt erblickte Marie auf einmal auch den Geliebten aufrecht stehend und ersichtlich nur leicht verletzt. „Georg, o Gott sei Dank, du lebst, du bist nicht schwer verwundet?“ fragte Marie in stürmischer Hast und stürzte auf ihn zu. Betroffen und doch hoch beglückt nahm der Jüngling ihre Hand. „Beruhige dich, Marie, mir ist nichts geschehen; auch der Baron ist nicht ernstlich verletzt. Aber um Gotteswillen, fasse dich herzlichste Marie,“ sezte er leiser hinzu. „Ich will dich nach Hause zurückbegleiten!“

„Ja ja, du hast recht, Georg. Ach, was habe ich getan!“ erwiderte das Mädchen, wie aus schwerem Traum erwachend.

Eben traten auch der Brauer und Baron Edgar von Lindenegg hinzu, welche, als sie Camill stürzen sahen, erschrocken hinter Marie aus dem Hause geeilt waren und deren verräterischen Angstruf noch gehört hatten.

„Du gehst augenblicklich zu der Mutter ins Haus zurück!“ schrie der Brauer, außer Fassung gebracht, seine Tochter an. Jetzt kam aber auch Frau Hofmaier in atemloser Bestürzung über diesen Austritt herbei, und Marie folgte wie geistesabwesend der Mutter ins Haus.

Inzwischen hatte sich Walter wieder dem Baron Camill genähert, welcher nunmehr, auf seinen Vater gestützt, aufrecht stand. Er blutete nicht einmal, da der Hieb durch den biden Gut abgeschwächt worden war und nur eine vorübergehende Betäubung verursacht hatte. Nur der rechte Fuß war durch den Sturz vom Pferde etwas verstaucht, sodas Baron Camill hinte.

Da Georg den Freiherrn in der jämmerlichen Verfassung sah, die prächtige Feldherrntracht beschmutzt und staubig, und er nun doch seine Satisfaktion genommen, so regte sich wieder sein gutes Herz, und er gewann es über sich, Camill anzureden: „Es tut mir leid, Herr Baron, daß ich Sie so hart getroffen, aber Sie wissen selbst am besten, daß es meine Schuld nicht allein war!“ Baron Camill blickte erbozt auf. „Ingrimm und Beschämung über seine Niederlage verblendeten ihn vollends.“

„So — habe ich nicht etwa nur im Scherz gesprochen? Sie müssen es ja alle gehört haben, wie ich laut ausgesprochen, daß es nur Scherz sein sollte!“ wandte er sich zu den städtischen Reitern.

Diese offenbare Verdrehung der Wahrheit ließen sich aber Georgs Freunde in ihrer gerechtfertigten Aufregung nicht bieten. „Der Baron hat uns verhöhnt, hat uns Steckenreiter geschimpft!“ „Er wollte uns förmlich über den Haufen reiten!“ „Ja, und er hat zuerst ohne Grund Walters Pferd über die Nase gehauen, daß es ihn abwerfen sollte!“

So erschollen von allen Seiten gereizte und drohende Ausrufe durcheinander; nur Georg erachtete es unter seiner Würde, dem Freiherrn gegenüber noch ein Wort zu verlieren.

Hofmaier hielt es jetzt für geroten, dazwischenzutreten.

„Laßt es einstweilen gut sein, die Sache wird sich schon noch aufklären. Vor allem bedarf der Herr Baron der Ruhe,“ sagte er beschwichtigend. Hierauf lud er die beiden Freiherrn ein, in sein Haus zu treten und führte sie in ein Zimmer des Erdgeschosses. Gegen Baron Camill blieb der Brauer etwas kurz angebunden. Hatte er doch selbst genau beobachtet, daß die jungen Leute Recht hatten und der Baron allein die Schuld an dem leidigen Vorfall trug.

Der herbeigeeilte Arzt, welcher ebenfalls mit ins Haus getreten war, überzeugte sich rasch, daß Baron Camill nur unerheblich verletzt sei und entfernte sich dann wieder. Auch Hofmaier empfahl sich für kurze Zeit, da er als Vorstand des Komitees das verabredete Trompetensignal zur völligen Beendigung des ihm so verhängnisvoll gewordenen Spiels anzubefehlen hatte.

Kaum waren aber die beiden Lindenegg allein, so setzte Baron Edgar seinen Sohn in Kenntniß von der leidenschaftlichen Art, womit Marie in Täuschung über den Ausgang des Kampfes befangen, offen vor aller Welt ihre Liebe zu dem Zinngießer verraten hatte. Es bedurfte nur weniger Worte zwischen Vater und Sohn, um sie übereinzubringen, was jetzt der einzig richtige Weg schien. Als Hofmaier wieder ins Zimmer zurückkehrte, in denkbar höchster Verstimmung über die unaussprechlichen peinlichen Erörterungen, nahm Baron Edgar mit steifer Förmlichkeit das Wort: „Nach allem, was heute vorgefallen, werden Sie begreiflich finden, Herr Hofmaier, daß ich mich zu meinem Bedauern genötigt sehe, von der beabsichtigten Verbindung meines Sohnes mit Ihrem Fräulein Tochter abzusehen.“

Baron Camill setzte mit bitterer Ironie hinzu: „Ich hatte doch Recht, als ich damals meinte, Fräulein Marie liebe es, Komödie zu spielen. Diesmal war es freilich mehr Tragödie. Fräulein Marie hat die Rolle des Zinngießerliebchens mit einer Glut und Naturwahrheit gespielt, um die sie jede Schauspielerin beneiden könnte.“

Ueber Baltasar Hofmaiers Antlitz zog es jetzt wie ein drohendes Gewitter herauf. Er pflanzte sich in seiner ganzen Körperfülle dicht vor dem jungen Baron auf und rang etliche Sekunden, um die nötige Luft für seine Worte zu finden. „Wer ist denn Schuld an dem ganzen Skandal,“ stieß er endlich hervor, „als Sie, Herr Baron, mit Ihrem höhnischen Wesen, das den Sanftmütigsten zur Wut reizen könnte! Ich habe recht wohl mit meinen eigenen guten Augen gesehen, daß Sie absichtlich den Georg Walter gereizt. Es wäre Ihnen, scheint es, gar nicht darauf angekommen, wenn sich der junge Mensch den Hals gebrochen, als Sie durch den wohlüberlegten Schlag sein Pferd scheu machten. O, mir ist es nun ganz recht, daß alles so gekommen. Für meine Marie ist's jedenfalls so am besten, und auch für mich wird es gut sein, wenn ich mich den Herren empfehle!“ Damit eilte der Brauer, der sich an der Grenze jeder Mäßigung fühlte, aus dem Zimmer. Baron Camill zuckte höhnisch mit den Achseln, nagte krampfhaft an der breiten Unterlippe und sagte nur: „Willst du nicht den Wagen zur Heimfahrt bestellen, Papa; mir fällt das Gehen zu schwer. In diesem Hause dürfen wir keine Minute länger als nötig verweilen.“

Bald darauf führte die Equipage die beiden Freiherrn durch das fröhliche Festgewimmel, dem sie keinen Blick mehr schenkten, nach Schloß Moosach zurück. Der Brauer stand in seiner Stube am Fenster und blickte dem davonrollenden Wagen mit sehr gemischten Gefühlen nach, aus deren Wirrsal sich doch als befriedigendes Ergebnis herauskühlte, daß er im Herzen froh war, mit Baron Camill — gut oder übel — auseinander gekommen zu sein. Wenn er freilich an den Austritt dachte, den seine eigene Tochter auf öffentlicher Straße gespielt, da fühlte sich der stolze Brauherr im innersten Kern seines Wesens erschüttert und beschämt. Herrn Baltasar erschien es wie eine Erleichterung, als jetzt mit sorgenvoller Miene seine getreue Lebensgefährtin hereintrat, die einzige Seele, vor welcher er in dieser schweren Stunde sein Herz ausschütten durfte. Der sonst so herrische Mann war wie gebrochen und schenkte dem verständigen Zuspruch und Rat seiner Gattin eine ungewohnte, wie hilfseuchende Aufmerksamkeit.

Auf dem Marktplatz hatten sich indessen Schweden und Glonheimer wieder geordnet und zogen mit klingendem Spiel auf den Bivakplatz, wo das Fest erst recht seinen fröhlichen Abschluß finden sollte. Die heiteren Weisen des kriegerischen Marsches schnitten Marie, die einsam in ihrer Stube saß und vor sich hinstarrte, tief ins Herz. Welch schmerzlichen Gegensatz boten der allgemeine Jubel und ihr eigenes festliches Gewand zu ihrer hoffnungslosen Stimmung und dem Bangen, womit sie der Begegnung mit ihrem Vater entgegen sah. Sowie Marie den Vater kannte, mußte sie von seiner rücksichtslosen Heftigkeit das Schlimmste befürchten.

VIII.

Im schwedischen Lager neben Hofmaiers weitbekanntem Sommerkeller entfaltete sich bald ein buntbewegtes Leben. Es stand hier den Glonheimern ein Festplatz von entzückender Schönheit zur Verfügung: Ein sanft ansteigender Wiesenplan gewährte über das in anmutigem Wechsel von Baumgruppen, Wäldern, glitzernden Gewässern und grünen Hügeln belebte Vorland einen weitumfassenden Blick auf die in bläulichem Duft schimmernde Bergkette. Auf der einen Seite der Wiese zogen sich malerisch angeordnete Zelte hin, von denen die in den Boden gepflanzten schwedischen Banner lustig im frischen Ostwind flatterten. Hinter den Zelten waren die Geschütze, Waffen und Rüstungen der lagernden Schweden in künstlerischer Gruppierung zusammengestellt. Die Städtischen hatten ihre Waffen schon am Eingang der Wiese niedergelegt. Friedlich saßen jetzt die Streiter in bunter Reihe beisammen und kühlten ihre kampferhitzten Leiber und Gemüter mit Hofmaiers vortrefflichem Gerstenjaft. Neben den kleidsamen Kostümen der schwedischen und glonheimischen Wehrleute und deren Frauen und Töchter, erfreute noch das Auge manch frische Dirne und mancher kernige Burche in der schmucken, leider immer seltener werdenden Tracht der Berge. Was sonst noch an neugierigem Volk in der einförmigen Allerveltskleidung umherwimmelte, diente wenigstens als dunkle Folie für die farbenfreudigen Gewänder.

Gegenüber den Zelten war eine Reihe von Schenkbuden aufgeschlagen, worin flotte Marketenderinnen Schweden und Glonheimer, sowie die zahlreichen Festgäste mit gleich freundlicher Umsicht bedienten.

Unter den Angehörigen des Städtchens bildeten die merkwürdigen Vorkommnisse bei dem Reiterangriff zunächst den ausschließlichen Stoff aller Gespräche, welche um so freier geführt werden konnten, als die Familie Hofmaier nicht auf dem Festplatze erschien. Allgemein fand das gewalttätige und tödliche Verhalten des Baron Camill von Lindenegg Verurteilung und die meisten billigten die wohlverdiente Züchtigung, welche ihm der beherzte Walter gegeben. Ueber das überraschende Auftreten der sonst so zurückhaltenden Brauermarie waren die Meinungen geteilt. Im allgemeinen hatte der seltsame Austritt verblüffend auf die Glonheimer gewirkt. Die kühler denkenden älteren Leute schüttelten bedenklich die Köpfe und meinten, Hofmaiers Marie sei eben doch, wie sich heute gezeigt, durch ihre vornehme Er-

ziehung ein recht überspanntes Ding geworden. Wo in aller Welt sei es in Glonheim erhört gewesen, daß ein Mädchen sich vor allen Menschen dem Liebsten, dessen Werbung noch dazu der Vater schon abgewiesen, förmlich an den Hals geworfen habe!

Außerdem gab es auch viele, welche es dem stolzen, reichen und darum vielbenedigten Brauer im Innersten wohl gönnten, daß ihm seine Tochter einen so empfindlichen Streich gespielt. Die jungen Bursche und Mädchen, welche selbst noch feurig empfanden, waren freilich anderer Ansicht. Sie rechneten es Marie hoch an, daß sie die glänzende Verbindung mit dem jungen schönen Freiherrn von sich wies und dem braven Georg Walter so treue Liebe bewahrte.

Ein poetisch angehauchter junger Schriftsetzer, der längere Zeit in der Residenz gearbeitet hatte, äußerte sogar begeistert: „Wie die schöne Marie auf die Straße geeilt und in alles vergeßender Leidenschaft in den Angstruf um ihren Georg ausgebrochen, da überließ mich völlig. Ich habe schon viele Theaterstücke gesehen, aber noch niemals eine so ergreifende Szene wie diese heute!“

Wer von einer Marketerbude zur andern wanderte, konnte überall das Ereignis des Tages in erregtem Tone besprechen hören. Das romantische Vorkommnis beschäftigte die Gemüter in einem Maße, wie seit vielen Jahren nichts ähnliches erlebt wurde. Die guten Glonheimer hatten freilich noch keine Ahnung, daß sich der Schwedenroman bereits seiner Lösung näherte.

IX.

Georg Walter hatte noch am Zug zum Wapflaz teilgenommen und als einer der Haupt-Festordner seiner Pflicht genügt, bis die Lagerzene in vollem Gange war. Sobald er aber entbehrlieh schien, hatte er sich aus dem Gewühl zurückgezogen und den Weg nachhause eingeschlagen.

Es war zu vieles heute auf ihn hereingestürzt und er fühlte das Bedürfnis, ein paar Stunden mit sich allein im stillen Kämmerlein Zwiesprache zu halten. Wohl hatte es den Jüngling hoch beseligt, als die Geliebte ihm so rückhaltlos ihre innige Liebe kundgegeben. Was mochte die Ärmste jetzt schon von dem rauhen Vater erduldet haben — und das alles um seinetwillen! Georg sagte sich, daß er nicht zaudern dürfe, noch einmal, auf alle Gefahr der rücksichtslosesten Abweisung, die Ehre der Mariens Vater um ihre Hand zu bitten. Die Ehre der Ge-

liebten konnte ja nur mehr durch diese Verbindung wieder voll hergestellt werden.

Als Georg in so gewichtigen Gedanken dahinwandelte, kam mit einemmale ein alter Knecht des Brauers auf ihn zu und redete ihn an:

„Ich wollte eben nach Ihnen sehen! Herr Hofmaier läßt Sie erjuchen, sobald als möglich zu ihm zu kommen; er habe wichtiges mit Ihnen zu besprechen.“

„Hofmaier läßt mich zu sich rufen — was soll das bedeuten?“ dachte Georg überrascht und beschleunigte in ahnungsvoller Freude seine Schritte.

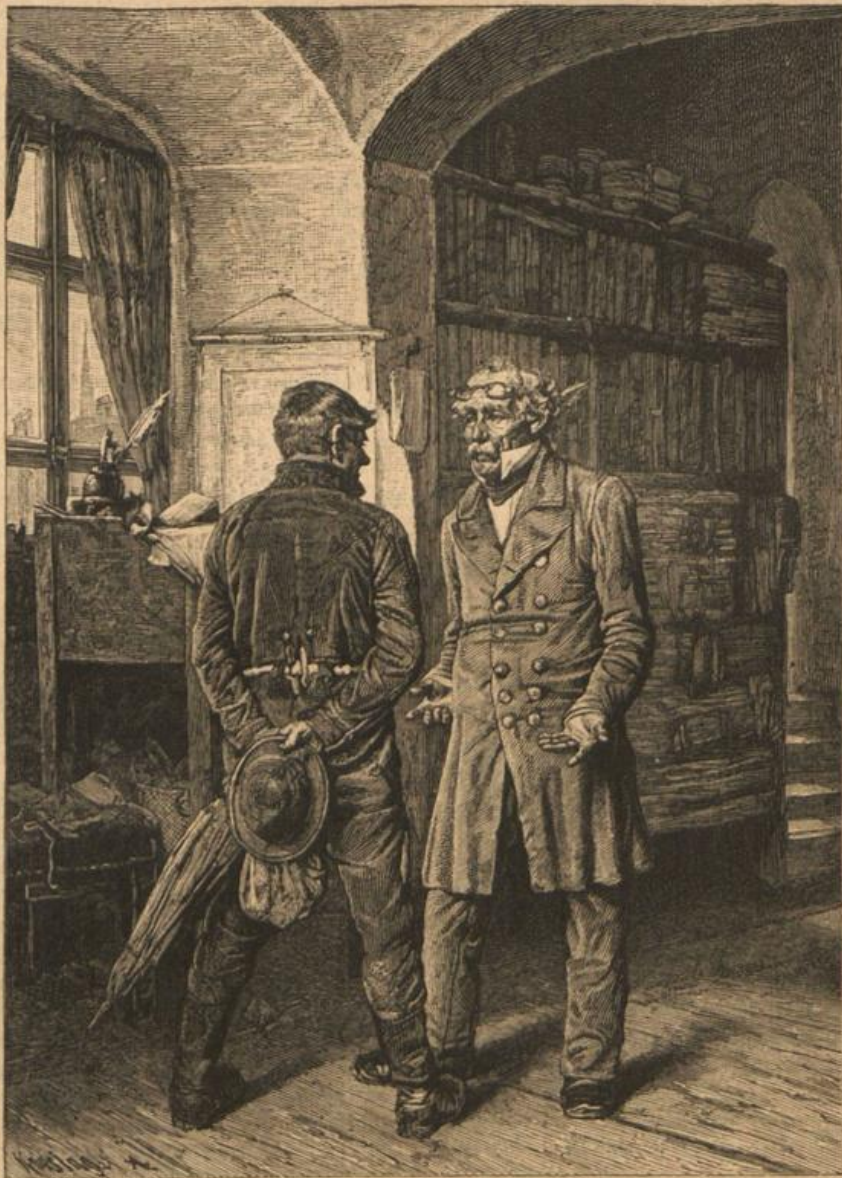
In Hofmaiers Haus angekommen, ward Walter in die Wohnstube geführt, wo er Herrn Baltasar und seine Frau vorfand. Der Brauer empfing den jungen Mann ernst, aber nicht unfreundlich.

Aus dem Zittern seiner sonst so kräftigen Stimme war zu entnehmen, daß er Schweres durchgerungen haben mußte, und es ihm auch jetzt noch schwer fiel, das Ergebnis dieser innern Kämpfe Walter gegenüber auszusprechen. Aus dem bewegten, in freudiger Güte leuchtenden Antlitz der Frau Hofmaier dagegen schöpfte Georg rasch frohe Hoffnung.

„Wir wollen keine unnützen Worte verlieren über das, was sich heute zugetragen hat,“ begann der Brauer, mühsam atmend, nachdem er Georg zum Sizen aufgefordert und sich selbst erschöpft in einen Lehnstuhl niedergelassen hatte. „Die Sache liegt meines Erachtens für uns beide sehr klar. Ich habe Ihre Werbung seinerzeit abgewiesen, weil . . . je nun, weil ich eben damals meine Gründe hierfür hatte.“

Es ist nun anders gekommen, sogar soweit, daß der gute Ruf meines Kindes auf dem Spiele steht. Ich sehe hier nur mehr einen einzigen Ausweg — —“ Hier stockte der Brauer und man sah ihm an, wie hart es ihm wurde, fortzufahren.

„Ich verstehe Sie vollkommen, Herr Hofmaier, und auch ich sehe nur einen einzigen Ausweg,“ nahm ihm nun Georg mit erhobener Stimme das Wort ab. Der junge Mann wußte ja jetzt, was der Brauer aussprechen wollte und war edel genug, dem so sichtlich erschütterten Vater seiner Marie den peinlichen Schritt zu ersparen, nun selbst Walter die Hand seiner Tochter anzutragen. „Am meinethwillen ist alles so gekommen,“ fuhr er fort, „und ich erachte es als meine Pflicht, das auszusprechen, was zugleich der sehnlichste Wunsch meines Herzens ist: gewähren Sie mir die Hand Ihrer lieben Marie, Herr Hof-



Beim Advokaten. Nach einem Gemälde von H. Kotzschreiter. (S. 367.)

maier! Kann ich auch Ihrem Kinde nicht das glänzende Los bieten, das ihr vermeint war, so gelobe ich dagegen hoch und heilig, sie so glücklich zu machen als ich vermag und meine herzlichste Marie es verdient!"

Die tiefe Bewegung, womit Georg diese schlichten Worte gesprochen, und besonders die zarte Rücksicht, welche er dadurch bewiesen, daß er dem stolzen Brauer das weitere Entgegenkommen ersparte — wandten dem Jüngling das Herz des bei aller Rauheit doch grundrechtlichen Mannes zu. Seine Achtung hatte Hofmaier ja ohnedem Georg im stillen stets unwillkürlich zollen müssen. Bewegt ergriff er jetzt Georgs Hand: „Sie sind ein braver junger Mann, Herr Walter, und ich will Ihnen gerne glauben, daß meine Marie mit Ihnen glücklich wird. So soll sie denn die Ihre werden!"

Mit überströmender Wärme sprach der Jüngling nun dem Brauer seinen innigen Dank aus.

„Ich gestehe ganz offen,“ nahm dieser wieder das Wort, „mir ist jetzt, als ob es recht gut sei, daß sich alles so gefügt. Meine Marianne brauche ich nicht erst zu fragen, ob sie mit dieser Wendung einverstanden ist!“ wandte er sich lächelnd zu seiner Gattin. Diese war über die ungewohnte Milde ihres Gemahls und den glücklichen Erfolg ihrer Fürsprache zugunsten dieser Lösung auf das tiefste gerührt und vermochte ihre Freudentränen nicht zurückzuhalten.

„Nun, nun — zu den Tränenbächen ist später Zeit, liebe Marianne,“ meinte der Brauer, indem er unter dem Scherz seine eigene Bewegung zu verbergen strebte. „Wir haben jetzt dringenderes zu tun. Hole sogleich Marien herbei und dann richtet Euch beide zusammen. In einer Stunde fahren wir

alle miteinander zum Fest. Der Boden brennt mir unter den Füßen, ehe ich nicht vor aller Welt gezeigt, daß die Hofmaier den Kopf wieder so hoch tragen dürfen, wie zuvor. Unser ehrlicher Name wird heute nur zu oft in jedermanns Munde gewesen sein, und wenn das Sprichwort Glauben verdiente, hätte uns das linke Ohr wohl garstig geklungen!“

* * *

Noch war keine Stunde seit der Verständigung in Hofmaiers Hause verflossen, da gab sich auf der Festwiese eine plötzliche Bewegung kund. Eben kam des Brauers schönste Kutsche angefahren. Auf dem Bock saß ein Postillon in der fröhlichen, in Blau und Silber prangenden Galatracht mit dem weißblauen Federbusch auf dem Hut. Aus dem Wagen stiegen zuerst Herr und Frau Hofmaier, dann Georg und Marie, die beiden letzteren in ihrem Festkostüm. Als ob sich das schon längst von selbst verstünde, legte die überselige Marie ihren Arm in den des Bräutigams, und das junge Paar schritt, von den ernst, aber zufriedenen blickenden Eltern gefolgt, dem Festplatze zu. Im Nu war die Familie von Glückwünschenden umringt und die über raschende Kunde verbreitete sich blitzschnell unter allen Anwesenden. Die jungen Glonheimer gaben in stürmischen Hochrufen ihre Freude über das Glück des beliebten Georg Walter kund. Die schwedischen Konstabler ließen es sich sogar nicht nehmen, zu Ehren der Verlobung eine Salve aus allen vier Feldstüden zugleich abzufeuern, welche die freudige Botschaft weithindonnernd bis zu den blauen Bergen trug. —

So war auf den verhängnisvollen Schwedenkampf erst recht der herzerfreuende Friede gefolgt!

Die Ventilation der Wohnräume.

Von Ingenieur A. v. Fragstein in Berlin.

(Aus dessen Werke: „Was sollen wir brennen?“ Leipzig 1882.)

„Ach was, Ventilation, das bisschen Luft, was ich brauche, ist noch immer dagewesen und wird auch wohl, solange ich lebe, noch vorhanden sein, nicht, daß ich dafür womöglich noch extra bezahlen soll.“

So denken noch immer recht viele Menschen, und daher kommt es denn auch, daß die Ventilation seit einigen Jahren zwar in den Kreisen der Architekten bedeutend gewonnen hat und in allen besseren, besonders öffentlichen Gebäuden, geeignete Vorkehrungen vorgesehen werden, womit freilich noch lange nicht gesagt ist, daß sie stets in regelrechtem Betrieb erhalten werden. Im Privatpublikum sieht es dagegen hiermit noch recht traurig aus, da denkt selten jemand daran, wie wichtig diese Frage ist. Höchstens, daß des Morgens beim Reinmachen eine Viertelstunde das Fenster geöffnet wird, und von der dabei eintretenden frischen Luft lebt dann eine Familie von drei bis vier Köpfen, womöglich mit kleinen Kindern; wobei wir schon eine besondere Schlafstube voraussetzen. Das gibt eine einmalige Lufterneuerung, auf 16 Stunden ausreichend. Bei normalem Bedarf soll in einer Stunde jedoch die Luft eines Raumes zwei- bis dreimal erneuert werden, was das 32—48fache ausmacht.

Um zu zeigen, wie groß das „bisschen Luft“, das wir brauchen, in Wirklichkeit ist, seien nachstehend einige Zahlen angeführt, die hoffentlich manchen veranlassen werden, der Sache eine größere Aufmerksamkeit zu schenken, als bisher. — Frische Luft wird gebraucht, um die zu entfernende verdorbene zu ersetzen. Verdorben wird dieselbe aber: 1) durch die Respiration (Atemung) und Transpiration (Ausschwizung) der Einwohner, 2) durch die Beleuchtung, 3) durch allerlei Zufälligkeiten, als: schlechte Gerüche, Krankheitsstoffe, Tabakrauch, stockige Wände etc.

Um mit den Ursachen der letzteren Kategorie anzufangen, so entziehen sich dieselben meist jeder Berechnung; es genügt,

ihr Vorhandensein überhaupt zu konstatieren und die für die Gattungen 1) und 2) vorgesehenen Ventilationsvorrichtungen zu erhöhter Tätigkeit zu veranlassen, die für derartige Mehrleistungen allerdings ausreichend groß angelegt sein müssen.

Hauptsächlich haben wir die Wirkung der Respiration zu betrachten, bei der Kohlenäure erzeugt wird, durch welche die Luft allmählich so verdirbt, daß der Mensch schließlich nicht mehr darin leben kann. In tausend Kubikmeter guter, gewöhnlicher, reiner Luft ist bereits ein halber Kubikmeter Kohlenäure enthalten; erhöht sich dieses Quantum auf 10 Kubikmeter, so stirbt schon unser Kanarienvogel binnen zwei Minuten; bei 40 Kubikmeter geht gar das Licht aus. Soll die Luft noch eine hinlängliche Reinheit besitzen, um ohne nachteilige Folgen längere Zeit hindurch eingeatmet werden zu können, so dürfen nur 1,5, höchstens 2,1 Kubikmeter Kohlenäure darin sein.

Nach Pettenkofer u. a. atmet der Mensch bei 16—17 Atemzügen in der Minute stündlich 320—340 Liter Luft aus, die 4 Prozent, also im Mittel 13,2 Liter Kohlenäure enthält; rechnen wir auch nur halb so viel für die Transpiration, so müssen wir auf eine stündliche Produktion von 20 Liter Kohlenäure zählen, zu deren Aufnahme, um eben noch atembar zu sein, 20, mindestens aber 12½ Kubikmeter Luft erforderlich sind. Diese schlechte Luft muß also pro Kopfe und Stunde durch 20 Kubikmeter frische Luft ersetzt werden; nur wenn der Raum für eine verhältnismäßig kurze Zeit in Anspruch genommen wird, wie bei Schulen, Bibliotheken, Geschäftsräumen etc. kann man auf 12½ Kubikmeter heruntergehen. Ueberall aber, wo sich Kranke aufhalten, also schädliche Ausdünstungen rasch entfernt werden müssen, ist dieses Quantum bedeutend zu vergrößern.

Im allgemeinen rechnet man daher die pro Kopf und Stunde erforderliche Luftmenge, die also zu- und abgeführt werden muß, auf:

B Wohnzimmer	20—30 Kub.-M.
Schulzimmer, Bibliotheken	12 $\frac{1}{2}$ —15 "
Krankenzimmer (gewöhnliche)	60*)—70 "
" (für Verwundete u. Wöchnerinnen)	100 "
" (bei Epidemien)	150 "
Theater	40—50 "
Versammlungssäle	30—40 "
1 Gasflamme mit 0,12 K.-M. (stündl. Konsum)	21,5 "
1 Gasflamme mit 0,15 K.-M. Konsum	23,2 "
1 Talglicht (10 Gramm) per Stunde	3,5 "
1 Wachslicht (20,7 Gramm) per Stunde	7,2 "
1 Oellampe (22,4 Gramm = 0,025 Liter)	7,8 "
1 Petroleum-Schnittbrenner (35 $\frac{1}{2}$ Gramm = 0,045 Liter)	14,2 "
1 Petrol.-Kundbrenner (50 $\frac{1}{2}$ Gr. = 0,064 Lt.)	15,5 "

Bei den für die Beleuchtungsstoffe angegebenen Luftmengen ist angenommen, daß die erhitzte Luft nach der Decke geht, also das doppelte Quantum an Kohlenäure enthalten kann, d. i. etwa 4 $\frac{1}{2}$ Kubikmeter pro Mille.

Aus diesen Zahlen ergibt sich, daß man, um ein gesundes Zimmer zu haben, daselbe möglichst allein bewohnen muß und dies auch nicht zu lange. Ein Zimmer von 50 Kubikmeter Inhalt reicht für eine 5—6stündige Benutzung pro Person aus, wenn man nur die gewöhnliche Lüftung der Fenster, deren Undichtigkeiten, sowie die Porosität des Mauerwerkes berücksichtigt. Man kann also sagen, daß sich Räume von dieser Größe ab selbst ventilieren, kleinere oder solche, wo obige Nummern 2) und 3) mehr zur Geltung kommen, müssen künstlich gelüftet werden. —

Der Ofen hat nun die Aufgaben: 1) die durch die Abkühlung von Wänden, Fenstern, Decken, Fußboden zc., sowie auch 2) die zur Erwärmung der Ventilationsluft erforderliche Wärme zu erzeugen, 3) die verbrauchte Luft auch noch fortzuschaffen event. durch Verzehren des Brennmaterials.

Ein Ofen ist nun um so vollkommener, je mehr er diese drei Aufgaben erfüllt. Im Großen finden wir dies Prinzip bei allen richtig konstruierten Zentralheizungen zur Geltung gebracht: bei Wasserheizungen leitet man die von außen kommende frische Luft durch den Ofen, wo sie erwärmt oben austritt; bei der Luftheizung kommt die frische Luft gleich mit so hoher Temperatur ins Zimmer, daß der Ueberschuß den Bedarf für die Transmission der Wände zc. deckt. In beiden Fällen wird die verdorbene Zimmerluft durch Kanäle nach einem Sammelkanal im Keller geleitet, der mit einem Ventilationschacht in Verbindung steht, in dessen Mitte ein eisernes Rauchrohr aufgerichtet ist, dessen Wärme die Luft aufsaugt und zum Dache hinausführt.***) Es ist dabei eine Geschwindigkeit von 1—1 $\frac{1}{2}$ Meter pro Sekunde zu erzeugen, was bei einem Querdurchschnitt von 1 $\frac{1}{2}$ Qu.-Meter eine stündlich abzuführende Luftmenge von 5400—8400 Kub.-Meter gibt, ein Quantum, das in Schulen und öffentlichen Anstalten nichts Ungewöhnliches. —

Aber auch auf Privatwohnungen läßt sich das Prinzip übertragen und geschieht es: 1) bei den verbesserten Kaminen reichlich bezüglich der Ventilation, weniger hinsichtlich der Erwärmung, 2) bei guten eisernen Ventilationsöfen nach beiden Richtungen befriedigend, doch sind ihre Ausführungen noch ziemlich vereinzelt. In den letzten Jahren sind sie vielfach angewandt in Barackenlazareten. 3) Bei Kachelöfen ist für die Ventilation noch weniger oder gar nichts getan. Wohl sind einzelne Versuche gemacht, aber davon wenig ins Publikum gedrungen.

Es wäre wohl an der Zeit, wenn auch über die Kachelöfen eine kleine Revolution hereinbräche, — der Leser erschrecke nicht, es soll kein Blut vergossen werden, höchstens Schweiß.

Denken wir uns einen Kachelofen von dreieckiger Form, der wie gewöhnlich mit Feueranzügen ausgestattet, außerdem noch einen Luftkanal enthält,***) von jenen durch eine dünne

eiserne Wand geschieden, möglichst mit Ausstrahlungsrippen. Dieser Kanal steht in Verbindung mit einem zweiten, der unter dem Fußboden zwischen Balken angelegt, nach der Feuerwand führt, dieselbe durchbricht und außen mit einem Gitter abgeschlossen ist. Außerdem mündet er aber vorher in das Zimmer mit einer Oeffnung, welche durch ein in die Dielung eingelassenes Gitter abgedeckt ist und durch einen darübergestellten Schreibtisch, Spind, Kommode zc., natürlich auf Füßen stehend, lachirt (verdeckt) wird. Eine Klappe verschließt entweder die eine oder die andere Oeffnung, je nachdem man „Ventilation“ oder „Zirkulation“ haben will. Das andere Ende des Luftkanals im Ofen mündet am oberen Teil der Vorderwand, nicht in der Decke und ist ebenfalls durch ein hübsch gemustertes Gitter abgeschlossen. Auf diese Weise ist eine Luftzirkulation hergestellt und dadurch eine bedeutend größere Gleichmäßigkeit der Temperatur zu erreichen, als sie sonst stattzufinden pflegt. —

Für die verdorbene Luft muß sich ein möglichst großer Kanal, der „Schacht“ genannt, in der Wand befinden, die dazu abgeschragt werden kann — die Ofenecke ist ja doch stets verborgen; darin ein gußeisernes Rohr von etwa 7 Millimeter Wandstärke (sogenanntes Abflußrohr) zur Rauchabführung — für zwei nebeneinander liegende Zimmer natürlich nur ein gemeinschaftliches. Dasselbe hat nach den betreffenden ein oder zwei schräge Abzweigungen und findet seine Fortsetzung nach dem Keller zur Reinigung wie gewöhnlich in einem gemauerten Kanal. Der Rauch des Ofens tritt möglichst dicht am Fußboden ein. Auch der Schacht hat zwei schräge Abzweigungen, welche zur Seite des Ofens führen und an ihrer Mündung mit Gitter und Verschlussklappe versehen sind. Am Tage wird die untere Vorrichtung benutzt, um die schlechte Luft abzuführen, des Abends, wenn Licht gebrannt wird, die obere. —

Statt des eisernen Rauchrohrs kann man auch einen einzigen Kanal in das Mauerwerk legen, das allerdings in gehöriger Stärke vorhanden sein, event. durch Vorlage verstärkt werden muß. Dieser Kanal ist durch eine eiserne Platte, ebenfalls wieder mit Ausstrahlungsrippen, dieselbe wie vorher im Ofen, in zwei Abteilungen geschieden, eine für den Rauch, die andere für die abgehende Luft, welche mittels der heißen Luft angefaßt wird.

Es soll den Verfasser freuen, wenn der Leser beim nächsten Bau oder Umbau seines Hauses dieses System zur Ausführung bringt. —

Der Verbrauch an Brennmaterial bleibt bei der Heizung mit Zirkulation derselbe, steigt aber bei der Ventilation im graden Verhältnis zu der gewünschten Luftmenge.

* * *

Einstweilen, wie gesagt, sind die vorhandenen Einrichtungen zu einer wirklich gesunden Heizung recht dürftig. Jedenfalls versäume niemand, ein etwa disponibles Rohr zur Ventilation zu benutzen, indem er über dem Fußboden und unter der Decke des Zimmers Gitter mit Klappen einsetzen läßt, um so sich einen Abzug für die verdorbene Luft zu verschaffen. Die frische Luft wird dann ihren Weg ins Zimmer schon finden. Bedeutend verstärkt wird die Wirkung eines solchen Ventilationskanals durch Einführen einer Gasflamme. Man kann auf eine Flamme von 0,1 Kub.-Meter Konsum per Stunde (für Berlin also gleich 1 $\frac{1}{2}$ Pfennig) eine stündliche Abfuhr von 60—80 Kub.-Meter Luft rechnen. Ganz besonders notwendig ist diese Verstärkung, wenn der Ventilationskanal in einer freien Wand liegt, in welchem Falle er so an Erkältung leidet, daß er wenig Luft zum Ventilieren hat.

Ein gewöhnliches russisches Rohr mit 200 Quad.-Centimeter Querdurchschnitt, warm gelegen, kann der Luft eine Geschwindigkeit von $\frac{2}{3}$ Meter per Sekunde geben, per Stunde also 50 Kub.-Meter entfernen, mit Gasflamme das 2—3fache. Der gewöhnliche Stubenofen ventilirt dadurch, daß er beim Brennen dem Zimmer seinen Bedarf an Luft entnimmt, die sich mittels Tür und Fenster durch frische Luft wieder ersetzt. Nachstehende

*) Im städtischen Krankenhaus Friedrichshain bei Berlin tatsächlich erreicht.

**) Im Sommer ermöglicht ein sogenannter „Lodojen“ die Ventilation.

***) Also ein System, wie es bei den Feilnerischen Öfen bereits angefangen ist, aber hier geht der Kanal nur soweit, als der eigentliche Feuerungsraum reicht.

Brennmaterialien konsumieren für die angegebene Menge in Kilogrammen die darunter vermerkten Luftmengen in Kubikmeter:

Coaks	Steinkohle	Braunkohle	Holz	Torf
7 $\frac{1}{2}$	10	10 $\frac{1}{2}$	10	8 $\frac{1}{2}$
85	108	64 $\frac{1}{2}$	49 $\frac{1}{2}$	42 Kub.=M.

Es ist klar, daß durch die Verkürzung oder Verlängerung der Brennzeit die damit geförderte Luftmenge vermindert resp. vergrößert wird. Vorstehende Zahlen setzen eine mittlere Brenn- dauer mit Luftüberschuß bereits voraus. Die damit erreichte Ventilation wäre nicht unbedeutend, wenn sie nicht nur für die Zeit der Feuerung vorhanden wäre; mit dem Schließen des Ofens hört sie auf, was sie da nicht geschafft hat, muß durch Fenster, Türen und Wände eindringen. —

Bei den Armen wird der Konsum an Brennmaterial natürlich sehr eingeschränkt, das Dessnen von Tür und Fenster ebenfalls vermieden, dagegen herrschen luftverderbende Gewohnheiten und Monopolzigarren vor; alles dies bewirkt in ihren Zimmern den bekannten Geruch nach „kleinen Leuten“.

Uebrigens wirkt der Ofen als Absaugungsmittel, so lange der Schornstein noch nennenswert warm; durch Dessnen der Türe hat man also sofort ein kräftiges Mittel zur Ventilation, natürlich aber auch zur Abkühlung des Ofens, da die Geschwin-

digkeit der Luft im geheizten Schornstein anfangs zu 3—4 Meter per Sekunde angenommen werden kann. —

Wer nun im glücklichen Besitz einer wirklichen Ventilations- vorrichtung ist (es ist nicht alles Gold, was glänzt), übertreibe die Lüftung auch nicht, wenn er ein warmes Zimmer behalten will. Wir haben gesehen, daß ein gewöhnliches russisches Rohr in einer Stunde den Bedarf an Luft für eine kleine Familie deckt. Wird nun das Zimmer auf viele Stunden nicht ge- braucht, z. B. während des Tages, Wohnzimmer und Bibliothek während der Nacht, so vergesse man beim Verlassen derselben ja nicht, die betreffenden Klappen zu schließen, wenn man nicht beim nächsten Betreten ein kaltes Zimmer vorfinden will. Die inzwischen durchgestrichene gute Luft kam niemand zu statten, die von derselben mitgenommene Wärme bezahlt man beim nächsten Heizen. Man kann hier leicht des Guten zuviel tun. —

Endlich darf ein Ventilationsthal niemals für mehrere Räume zugleich dienen; man hat sonst das schönste Sprachrohr, durch welches schlechte Luft, Gardinenpredigten und andere „In- ternissima“ sehr leicht dem darüber Wohnenden zugeweht wer- den und vice versa.

Der bisher mit diesen Verhältnissen unbekanntes Leser wird nun die Sache wohl etwas mit andern Augen ansehen und nicht mehr von dem „bischen Luft“ reden. —

Aus Brasilien.

II. Originalbericht von Antonio Schneider zu Curitiba in der Provinz Parana.

Wenn ich heute abermals mit einem gedrängten Bericht „über Brasilien“ vor die Leser der „Neuen Welt“ trete, so geschieht es hauptsächlich, um alle Auswanderungslustigen, die etwa ihr Augenmerk auf Brasilien richten, über die tatsächlichen Verhältnisse unparteiisch aufzuklären. Oft, wenn wir den statistischen Ausweis über die Auswanderung nach Nordamerika lesen, fragen wir uns: „Warum geht diese ungeheure Anzahl arbeits- lustiger und arbeitsstüchtiger Leute nach Nordamerika, und warum nur eine verschwindend kleine Zahl nach den südamerikanischen Staaten? Sind es klimatische, politische oder ökonomische Ver- hältnisse, die den Auswandererstrom nach der großen transatlan- tischen Republik leiten? Wissen diese Leute, die ihrer heimati- schen Scholle den Rücken wenden, daß in Nordamerika alle ihre Wünsche und Hoffnungen sich verwirklichen? Wissen sie von vornherein mit Bestimmtheit, daß dieses in Südamerika bez. Brasilien unmöglich ist? Wir glauben nicht! Wir wollen keines- wegs die Vorzüge, welche die Vereinigten Staaten besitzen, ver- kennen, schon deshalb nicht, weil Tatsachen dafür sprechen, daß die Union in sehr vielen Richtungen das alte Europa überflügelt hat.

Berücksichtigen wir jedoch in erster Linie das, was die nord- amerikanischen Südstaaten: Florida, Mississippi, Texas, Loui- siana, Tennessee, Maryland, Virginien, Nordkarolina den deutschen Auswanderern bieten, so glauben wir die feste Ueberzeugung aussprechen zu dürfen, daß die vier Südstaaten von Brasilien, Sao Paul, St. Caterina, Parana und Rio Grande do Sul mit gutem Gewissen zur Einwanderung empfohlen werden können. Wir glauben sogar, daß das Klima, besonders aber das der Hochebene dieser Provinzen, den Deutschen zuträglicher ist als das der Nordamerikanischen Südstaaten, und was die Produkte dieser Provinzen betrifft, so würden sie, bei einer solchen Masseneinwanderung, wie es die nordamerikanische ist, für den Kolonisten ganz besonders lohnend sein, denn es wird bei man- chen nicht geringe Verwunderung erregen, daß Kolonialprodukte, die hier in Brasilien ohne besondere Mühe gedeihen, noch von auswärts hierher eingeführt werden! Das ist doch der deutlichste Beweis, daß hier Menschenhände fehlen und jeder auswandernde Arbeitskräftige lohnende Beschäftigung finden würde. Mit allen europäischen Nationen wurden hier Versuche in der Kolonisation gemacht: mit Engländern, Franzosen, Italienern, Deutschrussen, Polen und Deutschen. Die Angehörigen der drei ersten Nationen warfen alsbald die Hinte ins Korn, während die Polen neben oder

mit den Deutschen entschieden vorwärts kommen. Hier um Curitiba herum sind die Polen, welche entschieden die besten Kolonisten sind, vor fünf bis sechs Jahren in größter Armut an- gelangt und haben heute ohne Ausnahme Pferde und Wagen, einen Viehstand, der ihnen alle animalische Nahrung gewährt, deren man bedarf, und einen Ackerboden, der alle europäischen Getreidesorten erzeugt. Vorzugsweise sind zu nennen folgende Polentolonien: Thomas Caetha, Venansia, Orleans, St. Candida, Zemanha-Lins, Belazina, welche den Ackerbau annähernd nach europäischer Art betreiben. Produkte, wie Roggen, Weizen, Gerste und Hafer, besonders aber Kartoffeln, werden bis jetzt erst soviel gebaut, als die Provinz Parana konsumiert, trotzdem wurden noch vor kurzem Kartoffeln aus Rio Grande do Sul hierher eingeführt, infolge der vorjährigen Kartoffelmisernte, die durch anhaltenden Regen entstand. Mit der Weizenproduk- tion will es noch immer nicht recht nach Wunsch ausfallen, an manchen Stellen wird die Ernte durch den sogenannten „Kost- brand“ stark geschädigt; eine Krankheitserscheinung, die, wenn der Weizen zu reifen beginnt, sich einstellt und alle Erntehoffnungen vernichtet. Nicht einmal das Stroh ist brauchbar. Ein anderer Uebelstand ist, daß auf einigen Stellen der Weizen von einer Gattung Vögel vernichtet wird. Dadurch lassen sich jedoch die Deutschen und Polen keineswegs abschrecken und machen immer wieder neue Versuche. Dieses Jahr hat die Regierung die Ko- lonisten in der Weise unterstützt, daß sie eine neue Weizen- sorte aus der Argentinischen Republik kommen ließ und an alle unentgeltlich verteilte, welche Weizen pflanzen wollen; da wir heuer einen — nach hiesigen Begriffen — strengen Winter hatten, hofft man dieses Jahr im allgemeinen auf eine gute Ernte, ein Wunsch, den auch wir aufrichtig teilen, und zwar im In- teresse der Kolonisten einerseits und der Ausfuhr andererseits, da alljährlich Roggen nach Rio de Janeiro verlangt wird, denn überall, wo der Deutsche sich niederläßt, sehnt er sein „Schwarz- brot“ herbei. Auch die meisten Brasilianerfamilien finden es sehr gut.

Was den meisten Ansiedlern hier behagt, ist, daß sie voll- ständig frei und Herr ihres Grund und Bodens sind; jeder tut und treibt, was er will, und bis heute braucht noch niemand auch nur einen Pfennig Steuer zu zahlen. Indes glauben wir, daß mit der Zeit eine Grundsteuer eingeführt werden wird, und wir wünschen, daß es eine progressive werden möge, weil

der brasilianische Fazendeiro (Großgrundbesitzer) steuerfrei ist. Die Deutschen hierzulande sehen eine starke blondköpfige Nachkommenschaft entstehen, welche allerdings schon in der nächsten Generation brasilianisiert sein wird, zum großen Leidwesen unsrer Nationalstempel! Das eingewanderte Element hält sich den Eingeborenen gegenüber immer noch ziemlich reserviert, jedoch sind Mischehen zwischen Brasilianern und Deutschen keine Seltenheit mehr, besonders in den Städten, weniger auf den Campos. Die Deutschen halten hier noch sehr viel auf deutsche Schulen,

so bestehen hier in Curitiba 2 deutsche Privatschulen und eine deutsch-protestantische Gemeindegemeinschaft unter der Oberleitung eines Pastors und zweier Lehrer; unstreitig ist die letztere noch die beste, trotzdem wir uns mit den Lehrmitteln nicht einverstanden erklären können. Neben der Bibel ist als Lesebuch der „Preussische Kinderfreund“ eingeführt, welcher von Länder- und Völkerkunde, Naturlehre und dergleichen nutzbringenden und verstandschärfenden Wissenschaften möglichst wenig, von Gott, König und Vaterland möglichst viel enthält. Wir wissen nicht, ob das Buch in Deutschland mehr als Matulaturwert hat, uns hier erscheint es so, denn Brasilien, überhaupt Südamerika, ist bloß genannt, während Mexiko noch als Kaiserreich, Venezuela, Guatemala und Ecuador nicht einmal nur mit Namen angeführt sind. Die brasilianischen Schulen, welche alle vom Staat erhalten werden, sind frei,

wenigstens ist kein Pfäfflein in den Schulen zu erblicken. Die deutsche Gemeindegemeinschaft, von der ich oben sprach, muß von den Mitgliedern erhalten werden und ein dieselbe besuchendes Kind muß 1500 Reis = 3 Mark pr. Monat bezahlen, denn seitdem Brasilien „liberal“ regiert wird, wurde vielen Schulen (darunter der hiesigen deutschen) die von den Konservativen gewährte Subvention entzogen! Auf jeder Kolonie, wenn sie nicht total vernachlässigt ist, bestehen Regierungsschulen, wovon manche ziemlich vorgeschritten, manche aber äußerst mangelhaft sind.

Vielfach dürfte in der alten Heimat die Ansicht vorherrschen, daß, wenn wir von Kolonien sprechen, diese einem deutschen Dorfe gleichen. Mit nichten! Jeder Kolonist erhält sein Landlos zuerteilt, auf welches er sich sein Haus baut, und eine Viertelstunde weiter wohnt sein nächster Nachbar; nur auf dem

Kolonialzentrum, oder wie man sich auch etwas kühn ausdrückt, auf dem „Stadtplatz“, stehen mehrere Häuser, die Wirtshäuser sind oder Kaufläden, Apotheken, Schulen und Kirchen enthalten oder von Professionisten bewohnt werden. Mancher Leser dieses Blattes, der Oberbairern, Tirol, Steiermark, Kärnten zc. kennt, wird wissen, daß die dortigen Bauern in den Bergen zerstreut wohnen, ganz so ist hier. Manchem Auswanderungslustigen wird bei dieser Mitteilung vielleicht sein Mut etwas sinken, weiß er doch aus den Schund- und Schauerromanen, daß es

in den überseeischen Ländern wimmelt von Indianern (siehe preussischer Kinderfreund, Seite 228), wilden Tieren und was dergleichen graufige Dinge mehr sind, und mitten darunter soll er mit Familie wohnen? Der Leser kann uns glauben, daß in dieser Beziehung furchtbare Uebertreibungen stattgefunden haben, weder von Indianern noch von wilden Tieren hat man etwas zu fürchten, beide, besonders aber die letzteren, fliehen die Nähe des Menschen und sind lange nicht so zahlreich, als oft behauptet wird; wohl ist es schon vorgekommen, daß Indianer vom Stamme der Bugres wie der Botokuden Ausfälle aus ihren Gebieten in die Ansiedlungen weißer Menschen gemacht haben, Vieh, wohl auch Menschen töteten, die Pflanzungen zerstörten zc. In unserer Provinz sind derartige Fälle nun weit seltener wie in den andern, und überall trägt man Sorge, die Wiederholung solcher Besuche unmöglich



Tine Knopmeier. Studie von Feddersen. (S. 367.)

zu machen. Die Regierung hat mehrere Indianerkolonien mit großen Kosten angelegt, um diese Menschen an Arbeit zu gewöhnen und sie dadurch zu zwingen, ihr Nomadenleben aufzugeben. Bei den Bugres kann diese Idee als gelungen betrachtet werden. Diese haben Kolonien, wo sie Mais, Batatten (verschiedene), Zuckerrohr bauen, auch schon Versuche mit Roggen gemacht haben, den sie jedoch nicht zu benützen wissen. Wenn die Mais- und Pinhaouzeit ist (letzteres eine Frucht der Pinheiro, welche, besonders in Fett geschmort, sehr gut schmeckt), so kommen sie schaaarenweise zur Stadt, ohne auch nur jemandem ein Haar zu krümmen, im Gegenteil — es sind welche darunter, die schon etwas portugiesisch sprechen, ja auch sogar ein wenig schreiben gelernt haben — denn auch sie haben Schulen. Sie sind sehr gesprächig und

freundlich und stellen sich gelehrt an, besonders bei Schmieden bewundern sie deren Arbeit. Im Zirkus hatten wir Gelegenheit zu beobachten, wie aufmerksame Zuschauer sie sind. Der Provinzialpräsident hatte diesen Leuten Zutritt verschafft, und ich muß gestehen, daß ich nicht bald eine Gesellschaft so bunt beisammen gesehen habe als in jener Vorstellung, vom halbnackten Indianer (Männer wie Frauen), vom barsüßigen Neger bis zu den in modernster Garderobe auftretenden Damen! Nachdem sich die Bugres einige Tage hier aufgehalten und ihre Einkäufe, die auf Kosten der Regierung geschehen, besorgt haben, wird der Rückweg angetreten, wobei das Weib die Stelle des Lasttiers vertritt; nicht selten trifft man da Indianerinnen, die auf beiden Hüften je ein Kind tragen, auf dem Rücken schwere Lasten, die mit einem breiten Bastband über die Stirne befestigt getragen werden. Wir hatten Gelegenheit, ihre Nachtlager in den sogenannten „Rancho“ mit anzusehen, und müssen gestehen, daß dabei alles in Ordnung und Anstand vor sich ging, kein Streit und Zank und keine Roheit gegen Kinder oder andere, wie man sie von „Kulturmenschen“ auf Auswandererschiffen wahrnehmen kann. Nur zum photographiren lassen sie sich nicht bewegen, weil das mit dem „Teufel“ zugeht, ein Zeichen, daß sie sehr abergläubisch gemacht wurden und noch werden.

Und nun zur Frage der Kolonisation zurück! Uns ist kein Land der Erde bekannt, das so viel Geld speziell für Kolonisationszwecke ausgegeben — und leider zum größten Teil nutzlos ausgegeben hätte — als Brasilien. In den Provinzen Sao Paulo, Rio Grande und St. Caterina befinden sich viele Staatskolonien, das sind solche, welche ausschließlich aus Staatsmitteln angelegt wurden. Jede Kolonie erhielt Doktor und Apoteker, die den Ansiedlern stets unentgeltlich zur Verfügung standen, außerdem monatlich eine Subvention von mehreren Conto de Reis, die die Direktion zu Gunsten der Kolonie zu verwenden hatte, — böse Zungen behaupten allerdings, die Taschen der Herren Beamten seien dabei besser weggekommen, als die Kolonien! Viele derselben — der Kolonien nämlich und nicht der Taschen — versprachen eine gute Zukunft; allein da kam der große Umschwung in der brasilianischen Politik, die Konservativen erhielten einen Fußtritt und die „liberale Partei“ kam ans Ruder, wir, die wir von Europa aus die Heldentaten der Liberalen kennen, ahnten sogleich nichts Gutes, als wir die pomphaften Proklamationen des liberalen Ministeriums lasen, in denen die Verbesserung der brasilianischen Finanzen das Hauptthema bildete, und siehe da! sofort wurde das Programm verwirklicht. Alle Staatskolonien wurden emanzipirt, d. h. es wurden die Subventionen entzogen, und alle Kontrakte, die mit Privatkolonien und Privatpersonen bestanden, aufgehoben und dadurch selbstverständlich auch aller Einwanderung nach Brasilien ein mächtiger Damm entgegengesetzt; das war nach unserer Meinung der schwerste Schlag, der gegen dieses von der Natur so reiche Land geführt werden konnte! Nordamerika wurde groß und stark durch die Einwanderung; die brasilianischen Liberalen jedoch hatten kein Verständnis für ihres Vaterlandes Wohl und wiesen jede Einwanderung von sich. Fast alle „emanzipirten“ Kolonien wurden einer förmlichen Anarchie anheimgegeben. Viele, die noch Geld für die der Regierung geleisteten Arbeiten zu empfangen hatten, konnten trotz aller Reklamationen nichts erhalten — man wollte ja doch die Finanzen verbessern — und als es endlich zu ernstern Austritten kam, da schickte die Regierung — in echt liberaler Weise — den Kolonisten nicht etwa Geld, dafür aber Militär auf den Hals!

Die meisten dieser Kolonien hatten keinen fahrbaren Weg nach Märkten, wo sie ihre Produkte hätten absetzen können, denn der Transport auf Maultieren oder auch auf Flüssen kam oftmals teurer, als das zu verkaufende Erzeugnis. Nachdem man die Kolonisation totgeschlagen, gieng an eine andere Seite der „Verbesserung der Finanzen“. Alle Einfuhrzölle wurden beträchtlich erhöht! Der einzige Mann, der Staatsrat Silveira Martins, der gegen diese unverantwortliche Wirtschaft Protest einlegte, wurde aus dem „liberalen“ Ministerium ausgetreten.

Derjenige Teil der Bevölkerung, welcher es auch nur halbwegs ehrlich meint mit der Entwicklung des Landes, wünscht die Stunde herbei, in welcher Männer das Steuer in die Hand nehmen, die wirklich etwas von Nationalökonomie gelernt haben.

Der größte Mißgriff in der Kolonisation wurde wohl hier in der Provinz Parana begangen. Aus dem Saratover Gouvernement an der Wolga wurden gegen 5000 Deutschrussen herbeigebracht, bei den Städten Lopa, Ponte-Groussa und Palmeira angesiedelt und millionen dafür ausgegeben. Das Land hierzu mußte die Regierung von den Großgrundbesitzern kaufen, weil sonst keine passenden Ländereien zur Verfügung standen. Diese Gelegenheit benutzten die Herren und verkauften für horrenden Preise all ihr schlechtes Land, welches sofort vermessen und besetzt wurde, allein alle Versuche, mit der Pflanzung zu beginnen, schlugen fehl, weil das Campand von der Sonne ausgetrocknet, zumteil auch steinig war, kurz, es eignete sich zu allem andern, nur zu keinem Pflanzland. Nur 4 bis 5 Kolonien bestehen heute noch davon, die sich entwicklungsfähig zeigen. Da sind St. Barbaro bei Palmeira und Johannesdorf und Wirmond bei Lopa.

Am Iguassa sind ausgezeichnete Ländereien, die einer gut geleiteten Kolonisation Vorteile bieten müßten. Der Boden ist dort so fruchtbar, daß neben Zuckerrohr der Weizen, neben der Palme die Araucarie wächst. Ein Bewohner von dort, hier schlechtweg Capocleur (?) (d. h. Bauer) genannt, zeigte uns zwölf verschiedene Sorten Farbhölzer, welche in Klößen nach Europa transportirt werden und von dort hergerichtet, d. h. für Färber, Gerber, Hutmacher u. brauchbar gemacht, zu horrenden Preisen wieder hierherkommen!

Ueberhaupt ist es kaum glaublich, daß Produkte, die hier ganz gut gedeihen, noch von Europa eingeführt werden, z. B. Wein; und was für Sorten kommen da an! Da ist Moselwein, Porto und Bordeaux u.; alle die Weine haben nie eine Traube ihr eigen genannt, dafür ist der Preis unverschämt. Moselwein als der billigste kostet die Flasche 1,200 Reis = 2 Mark 40 Pfennige! Der Wein, welcher hier gebaut wird, schmeckt etwas herb, ist dagegen aber rein, auch bei reichlichem Genuß völlig unschädlich. Deutsche und Italiener fangen jetzt an, sich auf Weinbau zu verlegen; so baute im vergangenen Jahre der Deutsche Michael Singwald in Paranaqua 22 Piepen Wein (à 798 Liter), fast ebensoviel bauten hier in Curitiba die deutschen Kolonisten Jhsfeld, Wagner und Kumer. Jedes Jahr wird mehr Land mit Wein bebaut und bessere Sorten eingeführt, so daß die Zeit wohl nicht mehr allzufern ist, wo Wein und Getreide ebenso wie die Herba de Matté einen Ausfuhrartikel bilden werden. Von diesem Tee wurden im ebenvergangenen Halbjahr durchschnittlich pr. Monat 1284808 Kilo ausgeführt.

Während der Anbau von Tee hauptsächlich in den Händen der Brasilianer liegt, ist der weitaus nützlichere Getreidebau in den Händen der Europäer, die sich die größte Mühe geben, vorwärts zu kommen. Freilich werden manchmal ihre Bemühungen schlecht belohnt, da mancherlei vorhanden ist, von dem sie gelegentlich empfindlichen Schaden zu erleiden haben. So in erster Linie die Ameisen, von denen die hier sogenannten Trägerameisen in Zügen von vielen tausenden ankommen und oft schon in einer Nacht ganze Felder verwüstet haben. Alle andern Sorten sind ungefährlich, die sogenannten Wanderameisen zwar lästig, aber dabei doch auch nützlich. Diese kommen in ungeheuern Schaaren bis in die Häuser, keine einzige Stelle im Hause, vom Fußboden bis zum Dache, lassen sie ununtersucht, und alles Ungeziefer, wie Heimchen, Baratten (Schwaben, die es jedoch nur an der Küste gibt), entfliehen eiligst. Es ist ergötzlich anzusehen, wenn die Ameisen so ein Tier erwischen, zu hunderten hängen sie daran und zerren es nach allen Richtungen.

Wenn diese Wanderameisen Nachts ankommen, so sind sie natürlich sehr unliebsame Gäste, und wehe dem, der sich im Bette von ihnen erwischen läßt. Einen Hauptfeind finden die Ameisen in dem Ameisenbär, einem Würchen von der Größe des

gewöhnlichen schwarzen Bären mit langem Rüssel und buschigem Schweif. Er stellt den Nestern der Ameisen nach und in kurzer Zeit ist ein Heer von hunderttausenden in seinem Magen auf Nimmerwiederkehr verschwunden. Wir brauchen wohl nicht hervorzuheben, daß an der Küste das Ungeziefer bedeutend lästiger ist als hier auf dem Hochplateau, weil es hier bei rauher Witterung friert. Besonders widerwärtig für Mensch und Vieh sind die Muskitos (Mücken), die besonders in Flußgegenden sehr ungemütlich sind; zu erwähnen sind noch die Sandflöhe, die jedoch von manchem Berichterstatter weit gefährlicher gemacht werden als sie wirklich sind. Diese braunen Tierchen, von der Größe einer Nadelspitze, setzen sich am liebsten in die Nägel der Zehen fest und legen dort ihre Eier, die sich riesenhaft vermehren; allein man hat es nur seiner eigenen groben Nachlässigkeit und Unsauberkeit zu danken, wenn sie überhandnehmen, denn sobald man Zucken in den Zehen verspürt, muß man nachsehen und das ganze etwa erbsengroße Nest mittels einer Nadel

herausheben, dann ist alle Gefahr — wenn es überhaupt eine ist — vorbei. Daß Menschen daran sterben, ist einfach unwahr.

Ich glaube aber dies berichten zu müssen, um auch neben den Lichtseiten die Schattenseiten zu zeigen. Was das hiesige Ungeziefer anlangt, so ist es im ganzen keineswegs lästiger als das in Europa. Ein Brasilianer z. B. würde Peter und Morbio schreien, wenn er Nachts von einer Schaar Wanzen heimgesucht würde, die neben dem Schmerz auch noch einen bestialischen Gestank hinterlassen; und die Mücken in Deutschland zählen auch nicht zu den Annehmlichkeiten.

Wenn aber Brasilien wirklich ein in der Reihe der Weltreiche mitzählender und ein zahlreiches Volk gut nährenden Ackerbaustaat werden will, so müssen vor allem anderen drei Dinge unbedingt eintreten resp. durchgeführt werden und zwar:

- 1) Freie Masseneinwanderung von Ackerbauern und Handwerkern,
- 2) Einführung aller modernen Kommunikationsmittel, endlich
- 3) Aufhebung der Sklaverei.

(Schluß folgt.)

Allerlei aus der Geschichte der deutschen Sprache.

Von Bruno Geiser.

Zu einer meiner früheren Arbeiten in der „Neuen Welt“ habe ich im Anschluß an eine Schrift Dubois-Reymonds auf die Vernachlässigung hingewiesen, unter welcher der Unterricht in unserer Muttersprache auf deutschen Schulen heutigen Tages noch zu leiden hat.

Um verstehen zu lernen, wie wir zu dieser das deutsche Volk in seiner geistigen Entwicklung schwer schädigenden, empfindlichst hemmenden Vernachlässigung gekommen sind, müssen wir uns in die Geschichte der deutschen Sprache, insbesondere in die Geschichte des Unterrichts in ihr auf den Schulen unseres Vaterlandes vertiefen.

Ich halte ein solches Eindringen in die vielverschlungenen Geschichtslabyrinthe unsres Sprachlebens für so erprießlich, daß ich glaube, ein ziemlich weites Ausholen bei der Einleitung zu dem, was ich den Lesern der „Neuen Welt“ in vorliegendem Aufsätze zu freudwilligem Durchlesen vorlege, riskieren zu können. —

So fangen wir denn getrost — nicht gerade bei Adam und Eva — so doch bei unsern aus der asiatischen Urheimat auswandernden Vorfahren an, d. h. bei einer Zeit, die vielleicht als voradamitisch bezeichnet werden könnte, da sie schwerlich zu finden sein wird in der kurzen Spanne der letzten 5832 Jahre — seit denen die „Welt“ bestehen soll nach den auf die biblischen Erzählungen gegründeten Berechnungen.

Unsere asienstammten Altvorden brachten eine Sprache mit in die Bergwälder und Talsümpfe Mitteleuropas, die mit der heiligen Sprache der Indier und Perser nahe verwandt war, wahrscheinlich in ihr die Mutter zu verehren und in der altgriechischen, altitalischen, keltischen, slavischen und litauischen Sprache sicherlich die Schwestern anzuerkennen gehabt hätte.

Daß es dereinst eine deutsche Grundsprache gegeben hat, können wir nur vermuten, vollgiltige Beweise waren dafür bisher noch nicht zu erbringen.

Am nächsten mag dieser Grundsprache die der Goten gekommen sein, jenes Teils der deutschen Völkerstämme, die zuerst von den Volksgenossen das Christentum angenommen haben. Außer der gotischen Sprache treten uns in den Voranfängen deutscher Geschichte noch entgegen das Deutsche im engeren Sinne, d. h. beschränkt auf das, was der deutschen Sprache unserer Zeit in allen ihren Dialekten und Abarten als Stammsprache gedient hat, und das Nordische, woraus sich die skandinavischen Sprachen entwickelt haben.

Nicht nur weil sie vermutlich am nächsten verwandt mit der deutschen Grundsprache war, sondern auch weil sie an Schönheit und Reichtum ihresgleichen suchte, in mancher Beziehung selbst die altgriechische Sprache übertraf, ist die gotische Sprache, ob-

schon sie rasch und vollständig vom Schauplatz der Geschichte verschwunden ist, doch ganz besonders interessant.

Als Probe diene hier aus der hochberühmten Bibelübersetzung von Alfila, die um die Mitte des 4. Jahrhunderts nach Christi Geburt entstand, das gotische Vaterunser mit der wörtlichen Uebersetzung in unser Neuhochdeutsch darunter:

Atta unsar thu in himinam, veihnai nahmo thein; qvimai Vater unser du in Himmeln, geweiht werde Name dein; komme thiudinassus theins; vairthai vilja theins, sva in himina jah ana Herrschaft dein; werde Wille dein, sowie im Himmel, auch auf airthai; hlaiþ unsarana thana sinteinan gif uns himma daga, jah Erden; Brot unseres dies fortwährende gib uns diesen Tag, und alet uns thatei skulans sijaima svasve jah veis aletam thaim erlasse uns des schuldige wir seien, sowie auch wir erlassen diesen skulam unsaraim; jah ni briggais uns in fraistubnjai, ak Schuldigen unseren; und nicht bringest uns in Versuchung, sondern lausei uns af thaina ubilin, unte theina ist thiudangardi jah mahts löse uns ab diesem Uebel; denn dein ist Herrscherhaus und Macht jah vulthus in aivins. Amen. und Glanz in Ewigkeit. Amen.

Das eigentlich Deutsche zerfiel schon früh in zwei Hauptteile: das Niederdeutsche — aus dem das Friesische und Sächsische sich entwickelt haben, von denen das letztere sich in das Angelsächsische und das Altsächsische, dieses mit dem Plattdeutschen und Niederländischen als Tochterdialekten, teilte, — und das Oberdeutsche oder Hochdeutsche.

Die ältesten Sprachdenkmäler des Hochdeutschen, nebenbei bemerkt nur Uebersetzungen lateinischer oder griechischer Schriftwerke oder Umschreibungen solcher — zeigen uns dieses Althochdeutsche schon dem keiner Sprache ersparten Schicksale der Zerfaserung in mehrere Mundarten verfallen, indem sie in einer der von einander freilich nicht scharf zu scheidenden Mundarten des Fränkisch-, Alemannisch-schwäbisch- oder Baiarisch-österreichisch-Oberdeutschen abgefaßt sind.

Zum Zwecke der Kennzeichnung folge von den Bundeschwüren, die im Jahre 842 die fränkisch-deutschen Könige und die Vertreter ihrer Völker bei Straßburg leisteten, die Formel für den Eid Karl des Kahlen in fränkisch-oberdeutscher Mundart mit neuhochdeutscher Interlinear- (zwischenzeitigen) Uebersetzung:

In godes minna und in thes christianas folches ind unser In Gottes Liebe und in des christlichen Volkes und unser bodhero gehaltnissi, son thesemo dago frammozdes, so fram so mir beider Wohlfahrt, von diesem Tage vorwärts, so weit als mir got gewiczi indi maht furgibit, so haldih thesan minan bruoðher, Gott Weisheit und Macht gibt, so helse ich diesen meinen Bruder, soso man mit rehte sinan bruoðher scal, in thin, thaz er mig so sowie man mit Recht seinem Bruder soll, in dem, daß er mir so

sama duo, indi mit Lutheren in nohheiniu thing ne gegangu gleich tue, und mit Luther*) in keinem Ding nicht gehe ich um the minan willon, imo ee scaden werdhen. mit meinem Willen, ihm zu Schaden zu werden.

Als sich die alemannisch-schwäbischen Stämme immer mehr und mehr zu Trägern der geistigen Bildung in Deutschland emporschwangen, mußte das ursprünglich vorwaltende fränkische Hochdeutsch hinter dem alemannischen zurücktreten. Indessen ist keine der althochdeutschen Mundarten zur Trägerin einer selbstständigen nationalen Literatur geworden, daher auch keine zur allgemeinen Schriftsprache emporgestiegen ist. Die Zeit, in der das Christentum fremde Reiser auf den Baum des deutschen Geistes- und Gemütslebens propfte, konnte nur die Signatur einer Uebergangszeit tragen, und erst als das deutsche Wesen nicht zu seinem Vorteile sich mit dem des Christentums innig vermählt hatte, konnte eine Periode deutsch-nationaler Literatur und allgemein-deutscher Spracheinigung beginnen.

Nachdem vom 7. bis zum 11. Jahrhundert das Althochdeutsche in seinen verschiedenen Dialektformen geherrscht hatte, wurde es allgemach vom Mittelhochdeutschen abgelöst.

Das Christentum übte auch an der Sprache seinen entnervenden Einfluß: es schwächte die volltönenden Vokale der Biegungs- und Bindesilben, wie wir sie im Gotischen und Althochdeutschen finden, allesammt zu jenem unterschieds- und tonlosen e, das heute noch die deutsche Sprache in ihrer Schönheit und Klangfülle am meisten beeinträchtigt. So hieß es im Gotischen hilpan, im Althochdeutschen helphan, im Mittelhochdeutschen wie im Neuhochdeutschen helfen; im Gotischen vairpan, althochdeutsch werphan, mittelhochdeutsch werfen; gotisch slepan, althochdeutsch slafan, mittelhochdeutsch slafen, für das Neuhochdeutsche schlafen u. s. w.

Und wie bei der Durchbringung mit christlichem Wesen die deutsche Sprache ein Stück ihrer Kraft verlor, so büßte sie auch an Klarheit und Deutlichkeit ein, da viele ursprünglich verschiedenen Silben durch die Vokalabschwächung gleichlautend wurden, alte Wortbildungen völlig verloren gingen und dafür schleppende Wortzusammensetzungen sich einen Platz in der Sprache eroberten. Jedoch so wenig das Christentum die germanische Götterwelt, die heut noch in Sagen und Gebräuchen, als gute und böse Geister, Zauberer und Feen, Riesen und Zwerge, Gnomen und Heinzelmännchen fortlebt und wirkt, ganz abzuschaffen vermochte, sowenig konnte es auch die deutsche Sprache um all' ihren Reichtum und Wohlklang, wie um ihre erstaunliche Zeugungskraft und Bildungsfähigkeit bringen.

Zunächst bewährte sich die konzentrirende Gewalt des in Deutschland neu erwachenden geistigen Lebens in der Erhebung einer Mundart des Mittelhochdeutschen zur allgemeinen Schriftsprache.

Diese Mundart war die schwäbische, in der auch alle die zumteil, vorzüglich formell bedeutenden, großartigen Schöpfungen jener freilich wenig über ein Menschenalter, von 1190—1230, währenden Epoche der deutschen Literatur niedergelegt sind, welche man die erste klassische Zeit unserer Nationalliteratur genannt hat.

Ich zitiere, um die mittelhochdeutsche Sprache zu charakterisieren, ein Stück aus dem älteren ersten Teile des Gedichts über den berühmten Sängerkrieg auf der Wartburg, dessen Verfasser unbekannt ist und das allerdings auch nicht zu dem besten gehört, was jene Zeit hervorgebracht hat, seine Rolle als Sprachprobe jedenfalls aber befriedigend ausfüllt und zur Kennzeichnung des Zeitgeistes im 12. Jahrhundert vielleicht besser geeignet ist, als die auf einsamer, nur von sehr wenigen Höchstbeantlagen erklimmenen Kulturhöhe erblickten besten Dichtungen Walters von der Vogelweide selbst und der ihm Nahestehenden. Das Gedicht über den Wartburgkrieg legt Walter von der Vogelweide die folgenden Strophen in den Mund:

*) Luther (Gotthar) ist Karls des Kahlen Halbbruder, den zu bekriegen er gemeinschaftlich mit seinem andern Bruder Ludwig dem Deutschen unternommen hatte.

Ich gihe der tac hât prises mê
dan sunne, mâne, sterneglast als ichz bescheiden wil.
des müezen höhe paffen mir gesté
mit weiser leigen vil.

Mag ich geziuge niht entwesen,
só suoche ich werde meister wise hie und anderswâ,
ich meine, die die biblien hânt gelesen,
der lande crónica.

Ir edelen Dürenge, Hessen, Franken, Swäbe, lânt iu sagen,
wer mac der fürste sin, der al der werlte ist übergelich?
der Dürengen herre kan uns tagen,
só gét im nâch ein sunnen schin der edel úz Osterrich.

Der tac die werlt, wild unde zam erfreat,
dast wol bekant.
mit fröide streut
er uns sin guot, Herman úz Dürengen lant.

In der Simrockschen Uebersetzung lauten diese Verse:

Der Tag muß doch preiswürdig sein
Als Sonne, Mond und Sternenglanz, wie ich vermeinen will:
Das gestehen gern mir hohe Pfaffen ein
Und weiser Laien viel.

Wenn ich noch Zeugen schuldig bin,
So weiß ich weise Meister aufzufinden fern und nah,
Die in der Schrift belesen sind und in
Der Lande Chronica.

Edle Tüninger, Hessen, Franken, Schwaben, laßt euch fragen,
Wer mag der Fürst wohl sein, der all der Welt ist übergleich?
Türingens Landgraf mag uns tagen;
So steht ihm nach ein Sonnenschein der Held von Oesterreich.

Der Tag der Welt mit Wild und Zahm erfreat,
Das ist bekannt:
Mit Freuden streut
Uns all sein Gut Hermann von Türingland.

Fassen wir das, worin sich die mittelhochdeutsche Sprache von der neuhochdeutschen hauptsächlich unterscheidet, kurz zusammen.

Die mittelhochdeutschen Vokale i und ü entsprechen den neuhochdeutschen Diphthongen ei und au. So heißt der Wein win, das Haus hús. Auch ou finden wir an Stellen, wo jetzt au steht, z. B. in boum für Baum; wo ist Vorläufer des einfachen neuhochdeutschen u: buoch Buch; iu steht an Plätzen, wo heute ie, eu, au und äu zu finden sind: für tiefe, viuhte, biuwe, miuse sagen wir Tiefe, Feuchte (Feuchtigkeit), baue, Mäuse; aus ae ist unser ü geworden: küene kühn; aus ai, aei unser ei: gemain, haheiz, gemein, heiß.

Unter den Konsonanten waren zunächst v und f noch nicht voneinander geschieden; wo wir heut f schreiben, stand in den meisten Fällen v, vást hieß die Faust, vregen fragen. Von den übrigen stand z vielfach wo unser j oder ð; sl, sw wo schl, schw; w auch v häufig wo jetzt b, h wo ch, c wo z, ch wo k, ph wo pf, dw, tw wo heute zw steht. So schreiben wir für das mittelhochdeutsche daz jetzt das oder daß, für slac Schlag, für swin Schwein, für verwen färben, für heven heben, für wehsel Wechsel, für eit Zeit, für chlein klein, für phluoc Pflug, für dwingen zwingen, für twanc Zwang.

Bei twanc sehen wir, daß der neuhochdeutsche Auslauter g im Mittelhochdeutschen als c erschien; das war stets der Fall, im Auslaute gab es kein g und kein d, daher hieß es auch tac, wenn auch im Genitiv tages das g sich zeigte, ebenso lant und landes. Das vertrackte Dehnungszeichen h, — an dem unsere Mehr- oder Mindergebildeten mit solcher Innigkeit hängen, daß der Schreiber dieser Zeilen ein paar hundert Briefe erhalten hat, worin ihm die geehrten Verfasser klar zu machen suchten, daß er sich eines unverzeihlichen Fehlers schuldig mache, wenn er in der Schreibung der „Neuen Welt“ ernstlich diesen höchst überflüssigen Schnörkel eglischen Worten amputieren wolle — besagtes Dehnungszeichen ist eine neuhochdeutsche Erfindung, — der Himmel weiß, welcher schönen Schreiber- oder Schriftsetzerseele wir sie zu verdanken haben. Im Mittelhochdeutschen schrieb man stets nomen, lam, keren u. s. w. für nehmen, lahn, lehren.

Auch in anderen Beziehungen machte man sich weidlich bequem. Statt des Morgens schrieb man einfach smorgens. Die Verneinung drückte man häufig durch ein vorn an das Verbum oder hinten an das diesem vorausgehende Wort gehängtes ne, en oder in aus, ih nemac heißt ich mag nicht, ihne vernam ich vernahm nicht, si enkam sie kam nicht. Dabei kam es auch auf eine Verneinung mehr oder weniger nicht an, z. B. ih inwil nimmer ich will nicht mehr.

Auch das Wörtchen zuo, ze zu, hing man häufig dem Worte, zu dem es gehörte, verkürzt vorn an, so schrieb man zeiner für zu einer, zeren zu Ehren. Ebenso machte man es noch mit einer ganzen Reihe kleiner Worte, wie du, er, ez, daz, in, diu, ist ꝛ. Man schrieb wiltu willst du, daventiure (diu aventiure) die Geschichte ꝛ. Ohne Verkürzung wurden auch ich, er, ez, im, inn, in, ir dem vorhergehenden Worte angefügt, z. B. gibich gebe ich.

Indessen fehlte es auch dem Mittelhochdeutschen nicht an allerlei unnötigem Kram. So wurde den Verben oft als Vorsilbe ohne allen besondern Zweck ge oder gi angehängt, geroufen raufen, gibeilen für heilen, oder mit dem etwaigen Anfangsvokal zusammengezogen, gezzen essen, girren irren ꝛ. Wie in ge so geht auch sonst in Vorsilben das e oft in i über, z. B. in be und er, bizaz besaß, irwecken erwecken.

Wir sehen in all dem Vorstehenden das Mittelhochdeutsche sowol als das Althochdeutsche mit lateinischen Lettern gedruckt, und die lateinische Schrift ist in der That auch diejenige, in welcher bei den nichtgotischen deutschen Stämmen ganz allgemein geschrieben wurde. Unsere heutige sogenannte deutsche oder auch sogenannte gotische Schrift ist nichts weiter als die durch die Schnörkeleien und Schlechtchreibereien von mittelalterlichen Mönchen verhunzte lateinische Schrift, in die auch die Majuskeln, d. i. die großen Anfangsbuchstaben der Hauptwörter, als ebensolcher Mönchsfirlefanz, jeden vernünftigen, denkenden und mit Kenntnis des Sprach- und Schriftwesens ausgestatteten Menschen störend und ärgend, eingeschmuggelt worden sind.

Wie schon oben gesagt, währte die Blütezeit mittelhochdeutscher Literatur und Sprache nicht lange. Die Kämpfe zwischen Kaiser und Pabst waren auf ihren Höhepunkt gelangt und hatten an deutschem Gut und Blut im Uebermaße gezehrt. Der Hohenstaufe Friedrich II. hatte im Jahre 1237 seiner Sache in Italien den Sieg erkämpft, aber schon im nächstfolgenden Jahre machte den mühsam errungenen Triumph die Niederlage vor den Mauern von Brescia wett. Ganze Gewitter von Bannflüchen entluden sich über das Haupt des Kaisers, die Greuel der Anarchie suchte der Stellvertreter Petri über seinen Feind heraufzubeschwören, indem er seine Untertanen ihrer Pflichten gegen den weltlichen Gebieter ledig sprach. Selbst der Schrecken des Mongoleneinbruchs in Schlessien einte die christliche Welt nicht einen Augenblick. Pfaffenkönige wurden eingesetzt und gehezt wider den Kaiser, und als dieser vom Tode hinweggerafft wurde, bestieg sein Sohn Konrad den Thron, um sich als letzter König aus dem stolzen Geschlechte der Hohenstaufen im hoffnungslosen Kampfe um die Herrschaft in Italien aufzureiben. Bierzehn Jahre nach ihm endete der letzte Sprößling der Hohenstaufen zu Neapel unter dem Beile des Henkers. Mit ihm war das bedeutendste der deutschen Kaisergeschlechter vernichtet und das kaiserliche Ansehen so tief gesunken, wie es nur sinken konnte. Damit waren für die damalige Zeit der Volkskindschaft alle Banden der Ordnung aufgelöst, zumal in Folge der Duldsamkeit seitens der Kaiser das Rittertum erstarrt und zum Raubrittertum entartet war, und seitens der Päpste, die sich in dieser Zeit von Nachfolgern Petri zu Stellvertretern Gottes avanciren ließen, in den Franziskanern und Dominikanern ganze Armeen geistlicher Bettelstrolche geschaffen wurden, die überall aufgehend und Sitten verschlechternd wirkten. Nichts war dabei natürlicher, als daß der kaum geborene Sinn für Wissenschaft, Poesie und Kunst wieder in die Brüche ging und mit ihm auch die gemeinsame Schriftsprache sich wieder auflöste in die Wirrnis der Volksmundarten.

Und wenn nun auch dadurch die Sprache wieder an Mannich-

faltigkeit und Wortreichtum zunahm, so ward sie doch auch wieder ungelenter und steifer und mußte schließlich zum Gebrauche für die allgemach von neuem auslebende Wissenschaft des griechischen und römischen Altertums ganz untauglich erscheinen. Dabei ist erklärlich, daß durch die über die ganze Christenwelt verbreitete und aus allen Landen derselben hervorgegangene Geistlichkeit diejenige Sprache bevorzugt und verbreitet, wenn auch vielfach verballhornt und verstümmelt wurde, mit Hilfe deren sie sich untereinander verständigten, die tatsächlich die geistliche Muttersprache war, und das war auch die lateinische, deren Kenntnis für jeden auf eine Art von Bildung Anspruch erhebenden darum unerläßlich wurde, während andererseits von dem zweithöchsten der mittelalterlichen Stände, dem weltlichen Adel, wälsches Wesen und wälsche Sprache gepflegt wurde, da ja von Wälschland her sowohl das Rittertum als der lächerlich übertriebene, ungesund elte Frauendienst nach Deutschland gekommen war.

So war es denn bis um das Jahr 1500 der christlichen Zeitrechnung glücklich soweit gekommen, daß man in Deutschland sich die größte Mühe gab, die deutsche Sprache aus dem Bereich der Gelehrsamkeit und selbst der Schule ganz auszuschließen. Auch die Schüler sollten nur Latein sprechen und schon in den untersten Klassen waren die Bemühungen der Lehrer darauf gerichtet, die deutsche Sprache aus dem Munde der Jugend gänzlich zu vertreiben, und der größte Aerger der Schulkollegen war, daß die Jungen das verhaßte und verachtete Deutsch überhaupt noch aus dem Elternhause mit in die Schule brachten.

Indessen begann sich doch gesunder Sinn wider solche Unnatur bald genug, wenn auch anfänglich sehr bescheiden, aufzulehnen. Während bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts das Deutsche nur in den Elementarbüchern als Aischenbrödel neben dem Latein geduldet wurde und in die Grammatiken gar keinen Eingang fand, wo die lateinische Sprache mit lateinischen Kommentaren erläutert und gelehrt wurde, drängte es sich jetzt auch in die Grammatiken in der anspruchslosen Form der Interlinearversion, der Zwischenzeilenüberetzung, ein!

Dabei blieb es nicht lange. Der berühmte bairische Geschichtschreiber Johannes Turnmahr, der nach damaligem Brauch von seiner Geburtsstadt Abensberg den wissenschaftlichen Namen Aventinus herleitete, unter dem er hauptsächlich bekannt geworden ist, wagte es in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts (München 1512), eine lateinische Grammatik herauszugeben, deren erläuternder Text zu einem größeren Teile deutsch abgefaßt war. Der gelehrte Humanist war sich so sehr bewußt, daß es ein Wagnis war, was er unternahm, daß er sich in der Vorrede entschuldigte und allerlei praktische Gründe für sein Beginnen vorführte, vornehmlich den, daß damit der lateinischen Sprache selbst am besten gedient werde, dieweil dem Anfänger oft mit einem einzigen deutschen Worte klar zu machen sei, was ihm die lateinischen Umschreibungen nur immer mehr verdunkelten. Seine eigenen edlen Jünger hätten auf diese Weise in acht Monaten soviel von der lateinischen Grammatik gelernt, wie sonst kaum in drei Jahren ihr eigen geworden wäre. Ueberdies seien ihm in dieser Art der Benützung der deutschen Sprache sehr gelehrt und angesehene Italiener Muster gewesen, welche ihre Muttersprache ebenso zur Erleichterung des Unterrichts im Lateinischen benutzt hätten.

Kaum zwei Jahrzehnte nach des Aventinus Grammatik erschien ein Buch, welches der deutschen Sprache nach anderer Richtung hin Bahn brach. Es ist dies des Buzler Bürgers und Magisters der freien Künste Fabian Frangk Anweisung zur deutschen Schreiberei, welches nach einigen Anmerkungen über Rechtschreibung und Grammatik Formulare von Briefen und Verträgen bringt und Anreden, Titulaturen ꝛ. zusammenstellt. Der auch die Sprache jener Zeit trefflich charakterisierende Titel lautet: „Teutscher Sprach Art vnd Eysgenhschafft. Orthographia, Gerecht, Buchstaebig teutsch zuschreiben. New Canzley, ick braeuglicher, gerechter Practick, Formliche Missiven vnd Schrifften an iede Personen rechtmessig zustellen, außs kürzst begriffen. M. Fabian Frangk.“

Obgleich er selbst sich so hoher Aufgabe nicht vermessen, bringt doch schon derselbe Frangk darauf, daß endlich auch eine ganze deutsche Grammatica geschrieben werde, „wie in Griechischer, Lateinischer und andern Sprachen geschehen,“ da „unser edle Sprach so lustig, nützlich und dapper in ihrer Redmaß als indert eine andre und uns ungelerten Lehren auch (und die wir der haubtsprachen nicht geuebt noch kundig) so vil an jr als indert einer andern gelegen“ sei.

Das Buch Frangk's ist besonders merkwürdig dadurch, daß es sich daneben die größte Mühe gibt, die hochdeutsche Schriftsprache von allem mundartlichen möglichst sauber zu erhalten. Die Frage, woraus man „recht und reyn Teutsch lernen“ könne, beantwortet er folgendermaßen: „Wer rechtsförmig Teutsch schreiben, odder reden will, der muß teutscher Sprachen auf eins Lands art und brauch allenthalben, nicht nachfolgen. Nützlich und guot ist's einem iedlichen, viler Landsprachen mit iren mißbrauchen zewissen, damit man das vnrecht moeg meiden, Aber dz fürnemlich ist so zuo diser sach foederlich und dienlich,

Julia und Lorenzo. (Illustration f. S. 345.) „Wohl niemand weiß von Weh gleich dem zu sagen, dem Romeo und Julia erlagen“ — so schließt Shakespeare sein gewaltiges Drama „Romeo und Julia“, dieses hohe Lied der Liebe, welches befragt, wie zwei in heißer Liebe entbrannte jugendliche Herzen allen Schreden und allem Unglück der Erde trozen und schließlich, ihrem Mißgeschick erliegend, sich im Tode untrennbar vereinigen. Wir können voraussetzen, daß der Inhalt des berühmten Dramas unsern Lesern bekannt ist. Unser Bild stellt Julia dar, wie sie bei dem Mönch Lorenzo, der sie heimlich mit Romeo getraut hat, in seiner Klausel erscheint und ihn um Rat fragt. Die Familien Roméos und Julias sind tödlich verfeindet; die Heirat der schönen Veroneserin mit dem feurigen jungen Romeo muß geheim gehalten werden; Romeo hat das Unglück gehabt, einen Better Julias im Zweikampf zu töten und wird bei Todesstrafe aus Verona verbannt; Julia aber soll einem andern vermählt werden. In dieser furchtbaren Situation kommt sie zu Lorenzo und erklärt, sich eher zu töten, als sich einem andern antrauen zu lassen. Sie strömt ihren wilden Schmerz, ihre Abneigung gegen den Grafen Paris, dem sie vermählt werden soll, in den Worten aus:

„O heiße mich, dem Paris zu entgehen,
Hinab von jenes Turmes Finne springen,
Zu Räubern schide mich, in Schlangoenhöhlen,
An Bären kette, sperre mich bei Nacht
Ins Beinhaus ein voll rasselnder Gerippe,
Wo Schenkel modern, fleischlos gelbe Schädel,
Ja, hülle mich in frischgegrabner Gruft
Ins Leichenhaus zusammen mit dem Toten:
Was mich beim Hören schon erbeben machte,
Tun will ichs ohne Bögen, ohne Zagen,
Des Liebsten unbesledtes Weib zu bleiben.“

Soviel Leidenschaft, soviel Blut bewegt den düstern Mönch Lorenzo; er gibt ihr einen Trank, der sie auf zweiundvierzig Stunden in einen todesähnlichen Schlaf fallen läßt. Sie soll den Trank am Morgen des Tages nehmen, da sie mit Paris getraut werden soll; so entgeht sie dem Gehähten. In der Gruft soll sie wieder erwachen und von dort mit Romeo von Verona entfliehen. Es geht alles nach Verabredung, mit Ausnahme des unglücklichen Zufalls, daß Romeo den Brief, in dem er von der Sache benachrichtigt werden soll, nicht erhält; er kommt nach Verona heimlich zurück und vergiftet sich am Grabe Julias, die er wirklich für tot hält. Inzwischen wacht Julia auf, sieht Romeo tot und ertötet sich sogleich mit dessen Dolch. Lorenzo ist zu spät gekommen. Am Grabe des heroischen Paares verfühnen sich die so lange verfeindeten Familien.

Der Künstler hat für seine Darstellung den Moment gewählt, da Julia verzweifelt von Lorenzo Hilfe verlangt:

„Was zauderst du und schweigst? Wenn, was du sagst,
Nicht helfen kann, verlangt es mich, zu sterben!“

Schmerz- und Verzweiflung durchbeben die schlanke Gestalt Julias, Lorenzo aber kämpft mit sich, ob er es wagen soll, zu dem letzten gefährlichsten Rettungsmittel zu greifen.

Der Vater Julias sagt an ihrem Grabe:

„... Ich will von purem Golde
Ein Standbild ihr errichten, denn es darf,
So lange diese Stadt Verona heißt,
An Wert kein andres Julias Bild erreichen,
Weil sie geliebt mit Treue sondergleichen!“

Das schönste Denkmal aber hat dieser wildstammenden Leidenschaft mit ihrer heldenhaften Treue bis zum Tode der große britische Dichter selbst gesetzt.

ist, daß man quoter Exemplar warneme, das ist, quoter teutscher Buecher und verbriessungen, schriftlich oder im Truck verfasst und außzungen, die mit fleisse lese, und inen in dem das anzunemen und recht ist, nachuolge. Vnder woelschem wir etwan des tewren (hochloblicher gedechtnuß) Keyser Maximilians Ganglei, und diser zeit D. Luthers schreiben, und vnuersälcht, die emendirtsten und reynsten zuhanden kommen seyn.“

So erkannte Fabian Frangk mit einer für uns heute ganz erstaunlichen Sicherheit, woher das zu nehmen war, was in Deutschland während der nächsten Jahrhunderte als Schriftsprache allgemeine Geltung sich erobern würde, eine Einsicht, die trotz des sechs Jahre vorher erfolgten Erscheins der Lutherischen Bibelübersetzung doch noch so völlig vereinzelt da stand, daß erst mehr als vierzig Jahre später der erste deutsche Grammatiker den Weg einschlug, den der schlechte schlesische Magister den Gelehrten und Freunden der deutschen Muttersprache so lange vorher gewiesen hatte.

(Schluß folgt.)

Sigmunds Tod. (Illustration S. 352—353.) Unser Bild stellt eine der wirksamsten Szenen aus Wagners großer Trilogie, „der Ring des Nibelungen“ dar: Sigmunds Tod. Die Quellen, aus welchen Wagner den Stoff zu seinem Ring des Nibelungen geschöpft hat, sind die isländische Edda, die Völsungasaga und die deutsche Nibelungensaga; doch hat der Dichter sehr frei mit dem Sagenstoff gehandelt. Er schmolz Entlegenes zusammen, gab neue Motivierungen, gestattete sich mannigfache Umbildungen, so daß gewissenmaßen eine ganz neue Sagen-dichtung entstand. Der mit einem Fluch beladene Ring in der Eddasaga bildet den Angelpunkt der Wagnerschen Dichtung, er ist die Ursache des Untergangs für Götter und Menschen. Wagner läßt den Ring aus dem Gold entstehen, welches seit Urzeiten in den Tiefen des Rheins ruht, von Zeit zu Zeit mit zauberhaftem Glanz aufleuchtend und von den Rheintöchtern bewacht wird. Wer aus diesem Gold einen Ring zu fertigen weiß, dem gehört die Herrschaft über die Welt, denn alles muß sich unter seinen Willen schmiegen. Aber nicht jedem sügt sich das Gold zu einem Ringe, sondern nur demjenigen, welcher der Liebe und ihrem Genuß freiwillig entsagt hat. Nun gibt es drei Geschlechter, welche um die Herrschaft der Welt streiten und ihre Macht stetig zu erweitern suchen: die Götter in Walhalla in lichten Himmelhöhen, die Riesen auf dem Rücken der Erde in Niefenheim und die Zwerge (Nibelungen) in der Tiefe der Erde in Nibelheim. Das Haupt der Götter ist Wotan (nordisch Odin); er herrscht durch die Macht der Verträge, die mit Runenschrift auf seinem Speer eingegraben sind. Seine Gattin Fricka ist die Hüterin der Ehe. In dem Garten ihrer Schwester Freia wachsen die goldenen Äpfel, durch deren Genuß die Götter stets jugendlich bleiben. Indem nun Götter, Riesen und Zwerge sich gegenseitig um den Nibelungenring bekämpfen, entwickelt sich das Spiel der Intriquen, das endlich mit dem Untergang der Götterwelt, mit der „Götterdämmerung“ schließt. Zeigt schon der Text (das Libretto) der Dichtung, die Selbständigkeit der Wagnerschen Muse, welche die Regeln der Herkommen abstreift und ihre eigenen Wege wandelt, so zeigt dies die Musik in noch höheren Grade. In der Musik der Nibelungen sind die reformatorischen Ideen des Ton-dichters, wie Wagner sich nannte, zum vollständigen Ausdruck gelangt, namentlich gilt dies von dem System der „Leitmotive“, das schon im „Lohengrin“ häufig angewendet ist. Wagner läßt nämlich an einem bestimmten, recht charakteristischen Punkt des Dramas die wichtigsten, für die Entwicklung entscheidenden Worte in möglichst prägnant-illustrirender Melodie singen, so daß dieser musikalische Satz als spezifischer Träger des betreffenden Gedankens erscheint. Wie sich nun das Drama weiter entwickelt und wider ein Punkt kommt, der mit jenem Gedanken irgend welche dramatische Verwandtschaft hat, läßt sich jene charakteristische Tonlage im Orchester wieder hören, was eine überaus poetische Wirkung erzielt. So kann sich dasselbe musikalische Thema an verschiedenen Stellen wiederholen; das ist dann das „Leitmotiv“. Als klassisches Beispiel kann die Stelle im Lohengrin angeführt werden, wo der Schwanenritter seine Braut Elsa von Brabant warnt:

„Nie sollst du mich befragen,
Noch Wissens Sorge tragen,
Woher ich kam der Fahrt,
Noch meinen Nam' und Art!“

Wie die Wagnersche Musik überhaupt wahr, charakteristisch sein, d. h. in Tönen das ausdrücken will, was der Text, der ihr untergelegt ist, besagt (während die sog. italienische Musik das Hauptaugenmerk auf eine gefällige Melodie richtet, so daß Musik und Text häufig nicht das Geringste miteinander gemein haben), zeigt besonders diese Stelle auch dem Laien in der Musik. Wie eine Warnung hört sich die Melodie der beiden ersten Zeilen an, während die Melodie der dritten Zeile geheimnisvoll erklingt, weil es sich um das Geheimnis handelt, nach

dem Elsa nicht fragen soll. Diese Melodie nun, die den Angelpunkt des Dramas begleitet, taucht teilweise im Verlaufe der Oper immer wieder aus dem Orchester auf, wo es sich darum handelt, daß jene Frage von Elsa vermieden werden soll. Sie ist eines der Leitmotive. In weit ausgehenderem Maße hat nun Wagner das Leitmotivsystem im Ring der Nibelungen angewendet. Wie in der Dichtung gewisse Verhältnisse und Personen das Ganze beherrschen, so ziehen sich auch durch die ganze Musik bestimmte Leitmotive, gleichsam logisch den Gang der Handlung erklärend und motivierend. Diese Leitmotive sind in ihrem Charakter den jeweiligen Situationen angemessen, so daß sich dieser in ihnen spiegelt. In seiner Verwendung erfährt das Motiv mancherlei leichte Veränderungen, verschiedene Harmonisierung und Instrumentierung, so doch, daß die Physiognomie des Grundgedankens nicht zu verkennen ist. Wie ferner im Gang der Handlung das eine oft unvermeidlich die Folge des anderen ist und beides unzertrennlich zusammengehört, so leiten sich auch einzelne Motive aus anderen her und lassen ihre Verwandtschaft erkennen, ohne eins zu sein. Endlich sucht das Orchester durch möglichst reiche Farben nicht nur alles Tonmalerische in den Szenen, wie wogendes Wasser, stimmernden Glanz, lodrende Flammen, Gewittersturm, Waldleben u. getreu wiederzugeben, sondern auch die Stimmungen der handelnden Personen auf den Zuhörer zu übertragen. Man darf nicht die Musik als solche genießen wollen, sie erhält ihre Bedeutung nur durch die Handlung und das gesprochene Wort. Geschlossene Nummern, Arien u. dgl. gibt es nicht, melodisch zieht sich die Diklamation, das gehobene Sprechen (Recitativ), als musikalisches Sprechen idealisiert, durch das Ganze.

Beim Advokaten. (Illustration S. 357.) Es gibt immer noch jene merkwürdige Spezies von Bauern, die das Prozessiren nicht lassen können. Ihnen ist nicht wohl, wenn sie nicht jede Woche aufs Gericht laufen und am Ende des Jahres dem Advokaten eine gezahlte und gepfefferte Rechnung bezahlen müssen. Das Schicksal anderer, die durch die leidige Prozeßsucht sich selbst um Hab und Gut gebracht haben und nun als Tagelöhner auf den Feldern arbeiten, die sie einst ihr eigen genannt, schreckt sie nicht ab; es muß weiter prozessirt werden. Das scheint in gewissen Bauernfamilien einmal so erbeigentlich zu sein. Oft ist das Streitobjekt ein ganz geringfügiges; die Hartnäckigkeit der Parteien aber läßt die Kosten oft zu einer solchen Höhe anschwellen, daß der Sieger eben so schlimm oder noch schlimmer daran ist, als der Besiegte. Man kann nicht bestreiten, daß unsere agrarischen Verhältnisse dazu angetan sind, die Bauern leicht in Streitigkeiten zu verwickeln, andererseits ist aber nicht zu verkennen, daß ein großer Teil der Prozesse, welche die Bauern ruiniren, aus bloßer Lust zum Streit entsteht.

Der Hofbesitzer Michael Neuhaus, den unser Künstler verewigt hat, führt mit seinem Nachbar schon seit langer Zeit einen Prozeß, den man nach der Satire eines berühmten Schriftstellers den „Prozeß um des Hells Schatzen“ nennen könnte. Wenn Michael siegt, ist er vielleicht schlimmer daran als sein Nachbar, aber das tut nichts; es wird weiter prozessirt, denn Michael sagt, er wolle sein Recht haben, der Nachbar sagt das auch, und daran liegt eigentlich der ganze Grund des Streits. Michael hat eben seine Jahresrechnung beim Advokaten in Ordnung gebracht, und es ist ihm doch in die Glieder gefahren, daß sein Beutel um verschiedene blanke Zwanzigmarsstücke erleichtert worden ist. Natürlich fragt er den Advokaten, ob er denn seinen Prozeß bald gewinnen werde. Der alte trockene Jurist, der solche Fragen schon von früher her gewohnt ist, antwortet mit einem Achselzucken und versichert, daß er alles Mögliche tun werde. Dem Hofbauer ist bei der Sache offenbar nicht ganz wohl zu Mute; die Geschichte dauert ihm zu lange und hat ihn auch schon ein rasendes Geld gekostet, denn die vielen Bogen Papier, die der alte Herr Doktor vollschreiben läßt, sind eine teure Waare. Aber der Hofbauer hat einen verzweifelt harten Kopf, und so muß er denn weiter prozessiren, bis sein Hab und Gut zum größten Teil dabei aufgegangen ist. Das kommt so sicher, als wenn es die Götter vorher bestimmt hätten, denn eher weichen die Planeten aus ihren Bahnen, als daß Michel Neuhaus seinen Eigensinn und seine Prozeßsucht zähmen möchte — so lange er noch etwas hat.

Bl.

Eine Knopmaier. (Illustration Seite 361.) Den geehrten Lesern und Leserinnen sind sicherlich schon viele reizende Frauengestalten im Bilde vorgeführt worden. Aus allen Kreisen der Gesellschaft holt sich der Holzschmitt seinen Gegenstand. Kaiserinnen, Königinnen, Herzoginnen, Gräfinnen und Baroneßen wechseln ab mit Militärsfrauen, Geheimrätinnen, Doktorinnen und Schriftstellerinnen, Modedamen mit Landpomeranzen, Nonnen mit Weltfrauen, Theaterprinzessinnen mit Näherinnen, Köchinnen mit Blaustrümpfen und reisende Engländerinnen mit Ziegenhirtinnen. Auch sonst wird dem Geschmack der Lesewelt nach allen Seiten gerecht zu werden versucht; die Schönheiten sind groß und klein, dick und dünn, schlank und üppig; sie bieten zierliche Gesichter, wallende Locken, schimmernde Nacken, zierliche Händchen und Füßchen, schwellende Formen, graziose Stellungen. Für den derben Naturalismus finden wir Gestalten geboten von kräftigen Umrissen, starkknöchige Bauernndirnen und Fischerfrauen mit muskulösen Armen und einer Gangart, die sich der der bairischen Kürassiere bedeutend nähert. Aber hübsch sind sie alle, jede in ihrer besonderen Art. Man soll jedoch nicht immer dieselbe Speise genießen, wenn sie noch

so angenehm schmeckt, sonst wird man derselben überdrüssig, wie es den Juden in der Wüste mit dem Manna ergangen ist. Und da wir den Geschmack unserer Leser mit lauter Schönheiten nicht abstumpfen wollen, so präsentieren wir ihnen heute ein Bild von Fedderien, darstellend die alte Tine Knopmaier, wie sie behaglich ihr Schälchen Kaffee trinkt. Wir können dies Bildchen um so eher vorführen, als wir keine Furcht zu haben brauchen, die Phantasie heißblütiger Jünglinge unter unseren Lesern zu erhitzen. Nachdem sie nun so oft gesehen und gelesen, wie schöne Damen die Herzen der Männerwelt betören, können sie sich einmal daran erbauen, wie eine alte Frau mit verwetterten Zügen und tiefen Runzeln in aller Gemüthlichkeit ihren — wir wollen nicht sagen Mokka, sondern — Kaffee schlürft. Der Künstler war etlich genug angelegt, ihr den Mund, der einen Vergleich mit einem perpetuum mobile herausfordert, wenn die Tine spricht, zu schließen und damit alle unnötigen Betrachtungen über die Unzulänglichkeit weiblichen Zahnwesens von vornherein abzuwenden. Ein alter guter Spruch besagt zwar:

„Häßlichkeit entsetzt immer
Selbst das schönste Frauenzimmer;“

allein man würde zu weit gehen, wollte man diesen Spruch auf unsere alte Tine anwenden. Und wir können gar nicht wissen, ob sie nicht ein schmaudes und vielbegehrtes junges Ding war, als sie noch vierzig Lenze weniger zählte. Wir wollen auch keineswegs darüber spötteln, daß die Reize Tines längst verblüht sind, sondern wir wünschen ihr, daß sie noch recht lange sich ihres Daseins freue, gesund bleibe, ihren Kaffee trinke und ihre spitze Zunge nicht zu viel spazieren gehen lasse, wie sie denn auch mit geschlossenem Mund offenbar am lebenswürdigsten aussieht.

Bl.

Die „Ausfägigen“ im Mittelalter. Der „Ausfag“ oder die „Lepra“ ist eine der entsetzlichen Krankheiten epidemischer Art, von denen je die Menschheit heimgejucht worden. Schon die Bibel erzählt bekanntlich von den Schreden derselben, doch ist es ungewiß, ob der von ihr erwähnte Ausfag die eigentliche Lepra gewesen — von Herodot wird die letztere als eine persische Krankheit bezeichnet. Jedenfalls stammt sie aus dem Orient, verpflanzte sich von da nach Griechenland und wurde von hier im Jahre 62 v. Chr. nach Italien eingeschleppt. Bei Beginn der christlichen Zeitrechnung finden wir sie schon in Spanien, Galizien und Britannien verbreitet. Die Longobardenkönige von Italien verboten die Heirat der Leprösen; im Mittelalter muß sich hier und in Frankreich die Krankheit furchtbar verbreitet haben, denn jeder Flecken besaß damals dort ein Leprösenhaus; in Paris bestand ein besonderes Haus für Hofdamen. Am Ende des dreizehnten Jahrhunderts zählte man in Europa zirka 19 000 Leprösenhäuser. Jedenfalls hatten auf die große Verbreitung des Ausfages zu jener Zeit die Kreuzzüge, welche große Menschenmassen nach dem Orient und wieder zurückführten, bedeutenden Einfluß. Ein an der Lepra Erkrankter galt als ausgestoßen aus der bürgerlichen Gesellschaft, als unehrlich (wie ein am Erbgrunde, der Tina, Erkrankter), als bürgerlich tot, so daß in Frankreich schon für den Erkrankten die Totenfeier abgehalten wurde. Anderwärts galt ein mit dem Ausfag Behafteter als ein von Gott gezeichneter schwerer Verbrecher, der deshalb besondere Kleidung tragen und, wenn er durch die Straßen ging, durch Klappern auf seine Nähe aufmerksam machen mußte. In Deutschland wurden, wie Virchow gezeigt hat, die Leprösen anfänglich ausgezerrt, woher der Name „Ausfag“ kommt. Später baute man gleichfalls Häuser für diese unglücklichen Kranken. Die Männer und Frauen pflegten in von einander getrennten Lepraforien untergebracht zu werden. Im siebzehnten Jahrhundert erlosch die Lepra als epidemische Krankheit im größten Teile Europas; nur in Norwegen und Kreta kommt sie als solche noch in größerer Ausdehnung vor; vereinzelt Fälle werden jetzt auch an den Küsten des Mittelmeers noch beobachtet. In den genannten Gegenden, wie in mehreren außereuropäischen Ländern sind heutzutage noch Leprösenhäuser zu finden.

Dr. M. B.

Gastfreundschaft gilt bei den Zulusaffern als eine der höchsten Tugenden. Wenn eine Hausfrau den Gast nicht gut bewirbt, so ist das für den Mann ein gültiger Scheidungsgrund. In den Dörfern ist es die vornehmste Hütte, in welche die Fremden eintreten. Sie ist dazu eingerichtet und also zugleich eine Art Gasthaus — nur daß nichts darin bezahlt wird, was jedenfalls kein Fehler. Ein Zulu, Umpengula, schildert diese Einrichtung wie folgt:*) Bei uns schwarzen Männern ist das Haupthaus das, zu welchem alle Fremden gehen und wo sie gut aufgenommen werden. Die erste Frau des Dorfes — die Frau des Häuptlings — hat die Pflicht, alle Fremden zu bewirten. Unter Bewirtung verstehe ich, daß ihnen Nahrung verabreicht wird, und zwar so viel sie verlangen — und ohne ein schiefes Gesicht. Wenn eine Frau dem Gaste nicht freundlich ist, ihm das Essen mißgönnt, Essen vor ihm verbirgt oder es heimlich ist, ohne ihm davon zu geben, wenn sie mit dem Gaste zankt oder ihn gar abweist, dann muß sie aus dem Hause gehen. Ein solches Weib können wir nicht dulden. Sie ist nicht geeignet, das Dorf zu tragen (das heißt: an der Spitze des Dorfes zu stehen). Sie muß fort in eine schlechtere Hütte und eine andere nimmt ihren Platz ein.“ Mit dem Essen ist es bei den Zulus

*) Sieh Amazulu: The Zulus, their part history etc. — Die Zulus, ihre Geschichte u. von Thomas B. Denton.

übrigens nicht getan. Sie trinken auch tüchtig, und zwar ein aus Mais gebrautes „Bier“, nach Cetewayos Beschreibung „wie saure Mehlsuppe, sehr dick“. Allem Anschein nach kein besonders appetitliches Getränk, das aber den Zulus vortrefflich mundet und auch eine stark berauschende Wirkung hat. Als Cetewayo zum erstenmal englisches Bier, das bekanntlich stark ist, zu trinken bekam, fand er es nicht stärker als sein heimisches Getränk, und konnte sofort eine bedeutende Quantität vertragen, was, ohne Übung mit kräftigem „Stoff“ nicht möglich gewesen wäre.

Ib.

Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Ein sprechender Kanarienvogel. Ich erinnere mich, schon vor beinahe zwanzig Jahren von einem Kanarienvogel im Besitz einer Dame gehört zu haben, welcher mehrere Worte, sogar einen kurzen Satz sprechen konnte. Es scheint, als ob nur besonders talentvolle Exemplare fähig seien, zu dieser Fertigkeit zu gelangen. Möglich wäre es jedoch, daß bei gründlicher Bemühung von Seiten der Besitzer junger Vögel vielseitiger Erfolg nicht ausbleiben würde. Da bis jetzt die weibliche Stimme vorzugsweise, vielleicht auch allein, Erfolge erzielt hat, so führt dieser Umstand auf die Vermutung, daß die tiefere Tonlage der männlichen Stimme zur Lehre nicht geeignet sei. Papagei und Star kommen in ihren Lauten der männlichen Tonart nahe. Die Kehle des Kanarienvogels vermag wohl tiefe Töne in Menge hervorzubringen, allein dieselben sind weniger modulationsfähig als die hohen, welche hauptsächlich die Melodie tragen und dem Gesang die Mannigfaltigkeit der Form geben. Um es also dem kleinen Vogel möglich zu machen, Worte nachzuahmen, ist unbedingt eine Anpassung nicht bloß der Stimmlage, sondern auch des Stimmlarakters erforderlich. Dies kann aber nur durch die weibliche oder die Kinderstimme geschehen.

Vor einigen Tagen hatte ich in Kassel Gelegenheit, einen sprechenden Kanarienvogel zu hören. Die Schauspielerin Fräulein Pauli, der Liebling des Kasseler Publikums, ließ mir durch meinen Schwiegerjohn eine Nachmittagsstunde bestimmen, in der ich ihren Kanarienvogel sprechen hören sollte. Um drei Uhr traten wir in das Wohnzimmer der freundlichen Dame ein. Der Vogel flog, aus seinem Käfig entlassen, frei im Zimmer umher und sang eben sein sehr gewöhnliches, tief unter dem Niveau des Harzer Gesangs stehendes Liedchen. Unstre Anwesenheit störte den an fremde Erscheinungen gewöhnten Vogel nicht im geringsten. Wir waren ihm völlig gleichgültig. Nur seiner liebenswürdigen Pflegerin galten seine Vorträge, seine Werbungen und kleinen Wanderflüge. Mit innigem Verständnis nahm er die Liebesreden der Herrin auf, und ihre Zusprache wurde bald belohnt durch den plötzlichen Uebergang vom Gesang zum Sprechen. Genau so, wie die Lehrmeisterin losend sie vorsprach, gab er die Worte wieder: „Wo ist er denn, der liebe, kleine, süße Bijou, wo ist er denn? Was willst du denn? So singe doch, du kleiner, süßer Bijou!“ Rasch ging jedoch das Sprechen wieder in den gewöhnlichen Gesang über. Dann erfolgte abermals ein kleiner Flug vom Käfig zum Fenster, von da auf den Zeigefinger der Dame. Mehrmals erfreute er unser Ohr durch die erwähnten Worte, aber er schien zur späteren Nachmittagsstunde nicht sonderlich zum Sprechen aufgelegt zu sein. Nach Angabe der Besitzerin spricht er des Morgens und in den ersten Nachmittagsstunden sehr eifrig, oft lange ununterbrochen. Um vier Uhr aber ist mit dem Sprechen täglich völlig zu Ende. Ich glaube jedoch, daß mit der Zeit auch die Vorträge des Vögels sich in die späteren Nachmittagsstunden ausdehnen werden.

Vor allem dürfte es interessant sein, Kenntnis von der Art und Weise dieses Sprechens zu erlangen. Es verhält sich damit folgendermaßen: Während der Papagei, der Rabe und Star die ihnen vorgeschprochenen Worte und Sätze wirklich in sprechendem Tone wiedergeben und dabei sich wenig oder nicht von dem lehrenden Vorbilde unterscheiden, so daß man mit aller Bestimmtheit und vollem Recht sagen kann: sie sprechen, — tritt die Leistung des Kanarienvogels nur als sprachähnlicher Gesang auf. Trotzdem der Vortrag eine Zwischenstellung einnimmt, in welcher Singen und Sprechen in wunderbarer Verschmelzung erscheinen, hört man deutlich jede Silbe heraus, und man erkennt

sofort in der Wiedergabe das Charakteristische des Vorbilds. Betonung, Zärtlichkeitsausdruck und Tempo der vorbildlichen Sprache ist in der Darstellung nicht zu verkennen. Es erscheint das Eigentümliche nur insofern anders, als das feine unzureichende Organ des Vogels gleichsam alles im kleinsten Maßstabe wiedergibt. Der Eindruck ist ein urkomischer und doch wieder ein so bewunderungswürdiger, daß man darüber nicht lachen möchte. Der kleine Redner redt sich empor, bläht mächtig die Kehle auf, sodas die Halsfedern als Krause abstecken, und vollbringt nach seiner Art eine Großtat.

Ein Beweis von Klugheit und guter Unterscheidungsgabe ist der Umstand, daß, wenn seine Lehrerin ihm den Anfang der erlernten Sätze vorspricht, er da fortfährt, wo sie aufgehört hat. Und ebenso wie er weiß, daß Lederbissen ihm gewiß sind, wenn er sich folgsam gezeigt, versteht er es auch, wenn die Herrin ihn tadelt. Memorirt Fräulein Pauli ihre Rolle und bricht dann plötzlich ab oder ist dieselbe zu Ende, so fliegt der Vogel zu ihr hin und gibt ihr durch Bitten an die Lippen zu verstehen, daß er die Fortsetzung wünscht. Für gewisse Personen äußert er Zuneigung, gegen andere Abneigung.

Auf welche Weise „Bijou“ sprechen gelernt hat, vernahm ich aus dem Munde seiner Lehrerin. Der Vogel war etwa ein Jahr alt, als er täglich in obiger Weise angedredet wurde. Im vorigen Sommer überraschte er in Wiesbaden, wohin er seine Gebieterin begleitet hatte, eines Tages deren Gefährtin durch treue Wiedergabe der schmeichelhaften Kluge, und diese verkündigte Fräulein Pauli das Wunder voller Freude.

(Didaskalia.)

Ueber eine achtzig Pfund schwere Hagelschloße berichtet das „Salvia Journal“ vom 19. August 1882. Sechs Meilen westlich von Salvia (Kansas) fiel am 15. August 1882 eine 80 Pfund schwere Hagelschloße nahe bei der Eisenbahn nieder. Ein Trupp Eisenbahnarbeiter, der dort beschäftigt war, wurde nachmittags 3 Uhr von einem fürchterlichen Hagelwetter überrascht. Der Oberaufseher dieser Leute, Ellwood, erzählt, daß vier bis fünf Pfund schwere Schloßen fielen, welche nach Salvia zu noch weit stärker waren. An der Stelle, wo man den achtzig Pfund schweren Eisblock vorfand, war der Erdboden mit Schloßen bedeckt. Ellwood sammelte mehrere derselben, unter welchen einige, bei einem Durchmesser von vier Zoll, einen Fuß lang waren. Man lud die Riesenschloßen auf einen Wagen und fuhr sie nach Salvia. W. J. Hugler, ein Kaufmann aus Santa Fé, erwarb die achtzig Pfund schwere Schloße und stellte sie, von Sägemehl umgeben, wodurch sie vor dem Verschmelzen beschützt wurde, in seinem Magazine auf.

xa.

Rebus.



Auflösung des Rebus in Nr. 13:

Geheimnisse sind noch keine Wunder.

Inhalt: Vom Baume der Erkenntnis. Roman von J. Zabel. (Fortsetzung.) — Londoner Bilder. III. Von Heinrich Konne. — Richard Wagner. (Mit Portrait.) — Milizen und stehende Heere. — Der Schwedeneinfall. Erzählung von Otto Sigl. (Schluß.) — Die Ventilation der Wohnräume. Aus einem Werke des Ingenieur A. v. Fragstein in Berlin. — Aus Brasilien. II. Originalbericht von Antonio Schneider zu Curitiba in der Provinz Parana. — Allerlei aus der Geschichte der deutschen Sprache. Von Bruno Geiser. — Julia und Lorenzo. (Mit Illustration.) — Siegmunds Tod. (Mit Illustration.) — Beim Advolaten. (Mit Illustration.) — Eine Knochener. (Mit Illustration.) — Die Ausfäzigen im Mittelalter. — Gasfreundschaft bei den Zulusaffern. — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur: Ein sprechender Kanarienvogel. Ueber eine achtzig Pfund schwere Hagelschloße. — Rebus. — Arztlicher Ratgeber. — Gemeinnütziges. — Mannichfaltiges. — Literarisches.

Mit dieser Nummer schließt das II. Quartal des 8. Jahrganges der „Neuen Welt“. Die geehrten Post-Abonnenten werden ersucht, die Bestellungen auf das III. Quartal ungefäumt aufzugeben, damit keine Unterbrechung in der Zustellung des Blattes eintritt.

Die Expedition der „Neuen Welt“.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. Redaktion: Neue Weinsteige 23. — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart. Druck und Verlag von J. G. W. Diez in Stuttgart.